

Schade, daß dieser Engel von Tochter hier auf dem Dorfe vergraben bleiben soll?« – Wasser dämpft nicht schneller Glut, als jetzt meine Freude durch die unvorsichtige Äußerung meiner Frau gedämpft wurde. Warum Jammer und Schade? sagte ich wehmüthig, und ließ kalt mein Weib aus meinen Armen gleiten. Dies Gespräch wurde durch die Annäherung von Landleuten unterbrochen, und – mit meinem Vergnügen war es aus. Ich sah mein Julchen so traurig an, als ob sie mir gewaltsam entrissen werden könnte. Meiner Frau konnte ich in einigen Wochen, des einfältigen Jammer und Scha-[29]de wegen, nicht recht freundlich ins Gesicht sehen.

Und dennoch wäre alles gut geblieben, hätte uns nicht ein feindseliger Dämon einen neuen Forstmeister ins Dorf gebracht. Er war ein Edelmann und hatte eine gnädige Frau und gnädige Fräulein Töchter. Diese waren in Berlin in einer französischen Pensionsschule verbildet worden, schämten sich nun ihrer deutschpommerschen Namen, und nannten sich *ma soeur Julie*, und *ma soeur Adelaide*, den derbdeutschen Vater, der kaum ahnete, daß es noch andre Franzosen in der Welt gäbe, als die er als Kornet bei Rosbach hatte schlagen helfen, *mon cher père*; sie sangen Liederchen aus den *Etrennes aux Dames*, putzten und zupften sich den ganzen Tag vor dem Spiegel, und behohlächelten jedesmal in der Kirche den ländlichen Aufzug meiner Frau und Tochter, die [30] dann ganz trostlos zu Hause zu kommen pflegte, obschon sie ihre Jahre hindurch geschonten Kleider, alle nach der Reihe vorführte, die dann wohl freilich durch ihre Eingezogenheit nicht an Eleganz gewonnen hatten, und also dem Endzwecke meiner guten Frau, sich ein wenig sehen zu lassen, schlecht entsprachen. Es half alles nichts; jedes Stück wurde belacht und bekrittelt. Endlich erhielten wir den hochadlichen Besuch in unsrer Wohnung, als die Familie mit allen Adlichen, fünf Meilen im Umkreise, fertig war. Die unbehülfliche gnädige Frau fand in der Gegend alles *insupportable*, brachte allerlei kleine *nippes* zum Vorschein, die sie

von ihrer Mutter hatte, welche Hofdame an einem kleinen Hofe, und respektive intime Freundinn Sr. Durchlaucht des Fürsten gewesen war, sprach von großen Gesellschaften, in welchen sie zu Berlin hatte seyn [31] müssen, die so *unverantwortlich gemischt* gewesen wären, daß sie den *plattitudes der krassen Bürgerlichen* beständig ausgesetzt gewesen sey, es wär' entsetzlich, wie sich dort der Adel im bürgerlichen Umgange herabsetze; daher denn diese rohe Race sich anfangs einzubilden, sie könne es endlich durch die Erziehung dem Adel wohl gleich thun! Man könne wohl populär seyn, aber sich doch mit dem Bürger nicht gemein machen. Meiner Frau Zupfen und Fußtreten unterm Tisch, und ihr bittendes Gesicht, bändigte einigermassen den Geist, der aus mir reden wollte; doch entfuhr mir einige Kernsprüche, die ich der albernen adlichen Frau scharf ans Herz legte. Diese thaten gut; die Dame lenkte ein, und verfiel nun auf das Kapitel der Moden. Zu meinem Schrecken und Ärger verleiteten sie nun meiner Frau jedes ihrer [32] Kleidungsstücke, so daß meine armen Frauenzimmer ganz beschämt da saßen, als wären sie nur im Kostüme der alten Mutter Eva gewesen. »Sie können sich ja dergleichen Kleinigkeiten leicht aus Berlin kommen lassen.« O freilich, fiel ich etwas derb in den Text, der Verwalter kann, wenn ich ihn mit Wolle oder Korn hinschicke, das Korn gleich gegen Hüte und Kopfputz, und die Wolle gegen Kleiderflor umsetzen. Das geht recht gut. Und kommt denn der Pachttermin, je nun Lieschen, so bieten wir der Kammer – je was denn? – alten Flor? – an. Meiner Frau, der das plötzlich einleuchtete, trat eine Thräne ins Auge, der ich leider nie zu widerstehen vermochte, und ich verließ das Zimmer.

Seit dem Tage ging mein Elend eigentlich an. Meine Frau sah beständig mißmüthig auf mich. Meine herzlichste Lieb-[33]kosung erwiederte sie verdrossen, oder durch eingeh' nur, du böser Mann, du hast mich doch nicht lieb, würdest du sonst nicht mehr für deine Kinder thun? – Die Natur hat Julchen mit allem, was ein Mädchen zur lieblichsten

Blume macht, reichlich ausgestattet. Wir haben gethan was uns oblag, wir haben nichts von dem was sie gegeben hat, verkünstelt, sagt ich dann wohl. – Freilich ist Julchen von Natur sehr angenehm, aber sie hat doch kein Air, wie die Forstmeisterinn sagte, wendete mir dann mein Lieschen ein. »Du bist wunderbar Liese, hat unsre Tochter nicht Verstand und ein gutes Herz?« – Antwortete ich härter, so fiel sie mir weinend um den Hals: nur auf zwei, zwei kurze Jahre sollt' ich Julchen nach Berlin lassen. Noch wollte ich nicht darauf hören; endlich kam es gar heraus, daß die gnädige Frau deshalb schon nach Berlin an eine sogenannte [34]Erzieherinn geschrieben hätte. Ich ergrimte, schalt, und – ward wieder gut; des ewigen Streitens und Ankämpfens gegen die Lieblingsideen geliebter Personen wird das Herz bald müde. Ohnedem sind die Weiber (mit ihrer Erlaubniß Frau Pastorinn) schwach wie die neugeborenen Kinder, wenn sie gegen irgend eine ihrer Neigungen kämpfen sollen: aber gilt's eine Lieblingsidee durchzusetzen, o dann ist keine Löwinn beherzter, und keine Amazoninn unternehmender.

Ich nahm Julchen bei Seite, um ihre eignen Wünsche über diese Angelegenheit auszuforschen. Sie äußerte zwar viel Gehorsam gegen mich; aber ich sah leicht, daß die Mutter ihrem biegsamen Herzen schon die ihr selbst gefällige Richtung gegeben hatte. Ihrem jungen unerfahrenen Sinne war Berlin in die glänzendsten Perspektive gestellt; [35] sie selbst sah sich schon dort im Geist als eine vielgeltende Erscheinung; das hatte der Fräulein frivoles Geschwätz bewirkt. Überdem fand ich, daß meine Frau der verächtlichen Begegnung dieser gnädigen Gänselein zu viel Gewicht bei ihr gegeben hatte. Dies beugte vollends meinen Muth. »Auch du wieder mich, meine Tochter?« – Kurz nach einigen Wochen, die unter häuslichem Zwist verflossen waren, kam die Nachricht, daß Madame *la Porte* sich gefallen ließe, gegen ein Kostgeld von 200 Rthl., die Maitres ungerechnet, meine Tochter in ihre Pension aufzunehmen, wo sie zugestutzt und

zu einem Caquet abgerichtet werden sollte, daß sie hoffentlich in ihrem Leben nicht weiter gebraucht haben würde. Mein Weib hatte das alles, um sichrer zu gehen, durch ihre adlichen Gönnerinn, in der Stille betrieben. »Also willst du denn doch deine Tochter Preis [36] geben?« sagt' ich zu ihr, als sie mir diese Nachricht, freilich etwas schüchtern, überbrachte, weil sie einem Sturm' entgegen sah. Wie? Preis geben? sagte sie sehr weise, wobei ihr gutmüthiges Gesicht sich zwang, schlau auszusehen; ich liebe Julchen wie mein Leben, aber ich sehe weiter als du mein Kind. Es würde dir denn doch wohl recht lieb seyn, wenn ich eine bessere Erziehung gehabt hätte? – Nie, nie wärest du mein Weib geworden, wärest du gewesen, was man aus Julchen machen wird. – Du erschreckst mich; was werden sie denn aus ihr machen? – Eine Närrinn, die weder für die Stadt, noch für das Land, wo sie mit ihrer sanften Einfalt hingehört, mehr taugt; – und du wirst es zu verantworten haben. Mein armes Weib weinte bitter; so stark hatte ich noch nicht geredet, und der alte Narr, Grünthal, ließ sich durch diese Thränen [37] weich machen, gab wieder nach, ward aufs neue mit Vorstellungen bestürmt, überstimmt, und – Gott weiß wie? unwillkürlich fortgerissen, so, daß ich endlich wie ein müdegejagter Hirsch kraftlos mich zum Ziel legte.

[. . .]

[40] Doch ich eile zu dem letzten traurigen Abend vor ihrer Abreise. Tröstend war mir [41] die Bemerkung, daß sie den Tag nicht in kindischer Unbehaglichkeit, sondern vernünftig gerührt zubrachte. Wie mein Herz unter der Last seines Grammes arbeitete, und meiner Frau erkünstelte Standhaftigkeit wie Wachs zusammen schmolz, werden Sie sich leicht vorstellen. Indeß die Mutter noch mancherlei im Hause besorgte, ging ich mit Julchen aufs Feld. Eine Zeitlang schlenderten wir schweigend neben einander; sie sah mit auffallender Rührung alle sie umgebenden Gegenstände an, um sie gleichsam ihrem Andenken auf ewig einzuprägen. Ihre Thränen floßen nun unverhalten, ich aber hütete mich, die-

sen heilsamen Strom überfließenden Gefühls zu hemmen. So erreichten wir grade die Anhöhe, von der wir Julchen als Kranzträgerinn am Erndtefest hatten ankommen sehen. Eben sank die Sonne hinter den gegenüberliegenden Wald. Gott! wenn, [42] ach! wenn wird mir die Sonne *hier* wieder untergehen! schluchzte sie, indem sie sich kindlich an mich schmiegte. Liebes Kind, – erwiderte ich, indem ich sie zärtlich an mein bekümmertes Herz drückte, – liebes Kind, die Trennung soll nur kurz seyn, du hast sie zwar selbst gewollt, arme Tochter, ich weiß es; ich hoffe du wirst dich bald aus der erstickenden Stadtluft hinwegsehen. Denke dir indeß lebendig Gottes Auge über dir, und deines Vaters Herz bei dir. Morgen um diese Zeit bist du dorthin, schon weit, weit von uns weg. Dann gedenke, wenn die Sonne untergeht, deines betrübten Vaters, dessen Sonne nun vielleicht auf immer untergegangen seyn wird. – O wolle doch das Gott nicht, mein theurer ehrwürdiger Vater! Was kann ich thun, diese Liebe zu vergelten? rief sie tief erschüttert. – Ich fuhr wehmüthig fort: Hier auf diesem Hügel werd' [43] ich stehen, und für meine entfernte Tochter beten; und du, meine fromme Tochter, bete für deinen einsam zurückgelassenen Vater. Ich habe deinem Herzen, so viel in meinen Kräften stand, fromme Gesinnungen und Redlichkeit gegeben; diese laß dich vor der herzlosen Frivolität der Stadtfrauen bewahren. Überlaß dich nicht dem Müßiggange der Großstädterinnen, er gereicht ihnen zum Fall, und gebiert jene unleidliche Rastlosigkeit, der nirgend wohl ist. Als ein vorzüglich gutes Stärkungsmittel empfahl ich dir, alle deine Gedanken und Empfindungen, über die dir auffallenden Gegenstände, in ein Tagbuch aufzufassen. Solltest du gleich dadurch in Ängstlichkeit und Peinlichkeit verfallen, so ist dies deiner Moralität heilbringender, als gedankenleere Sorglosigkeit. Ein solches Tagebuch wird dir die Stelle eines Freundes, wenn ich sagen darf, eines per-[44]sonificirten Gewissens vertreten. Und dann gewähre mir zuweilen den Trost der Mittheilung dieses Tagebuchs. Fürchte nicht den Richter in mir zu finden,

mein Herz vertritt das deinige zu nachdrücklich, als daß du zu *fürchten* hättest.

Im Angesicht des allgegenwärtigen Vaters der Menschen, gelobte sie mir Treue und Gehorsam; ich segnete die liebe mit überströmenden Vaterherzen. Ihr Blick durchlief noch einmal die Gegend, die sich allmählich im Schatten verlor, und wir kehrten still und ernst zu unsrer Wohnung zurück.

JAKOB GLATZ

Theone

1806; 2., verb. Aufl. 1810

[1,248] *Mütterliche Liebe und weiblicher Muth.*

Mehrmals wüthete während der letzten französischen Revolution der fürchterlichste aller Kriege, der *Bürgerkrieg*, im Innern Frankreichs, und ließ Ströme von Blut fließen; Bürger kämpften gegen Bürger, und machten ihr Vaterland zum Schauplatze der empörendsten Grausamkeiten. Besonders war dies in der *Vendee*, einer der vielen Provinzen Frankreichs, der Fall, wo eine Menge Unzufriedener die Waffen gegen die neugebildete Republik ergriffen, und wider die Truppen derselben muthig ankämpf-[249]ten. Des Bürgerblutes floß in diesem Bürgerkriege, der unter dem Namen des *Vendeekrieges* bekannt ist, nur allzuviel.

Zärtlich liebte eine Mutter ihren Sohn, der sich aus ihren Armen rang, um als Soldat dem Vaterlande zu dienen. Traurig war der Abschied; Segenswünsche, von Thränen begleitet, gab das mütterliche Herz dem muthvollen Sohne mit auf den Weg zur Armee. Bei mehrern Gelegenheiten gab er Pro-

ben von kühnem Sinne und Gewandtheit. Er befand sich bald unter denjenigen, die nach der Vendee beordert wurden, um die dasigen Insurgenten zum Gehorsame gegen die Republik durch die Gewalt der Waffen zu zwingen. Es werden mehrere blutige Scharmützel geliefert; er hat das Unglück, in einem derselben gefährlich verwundet zu werden.

[250] Kaum erfuhr die liebende Mutter das Schicksal ihres Sohnes, als sie mit hastiger Eile nach dem Lazarete reiste, in welchem derselbe daniederlag. Der Augenblick des Wiedersehens ihres zwar sehr schwachen, aber doch noch lebenden Sohnes, war für sie ein Augenblick der seligsten Wonne. Sie wünschte, den Kranken mit sich nach *Nantes**) zu nehmen, um ihn dort mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Sie fand keine Schwierigkeiten, und reiste mit ihrem Sohne aus dem Lazarete fort.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, war in hohem Grade unsicher. Ueberall streiften Insurgenten herum, die alles, was nicht zu ihrer Parthei gehörte, an-[251]hielten und niedersäbelten. Die zärtliche Mutter kannte diese Gefahren, sie wußte, daß sie, falls sie angefallen würde, nur auf die Treue eines Bedienten, auf den Widerstand ihres durch die Krankheit ganz geschwächten Sohnes aber durchaus nicht rechnen durfte; allein dies hielt sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht ab; viel baute sie auf ihren eigenen Muth.

Man erreichte die gefährlichsten Stellen des Wegs; es ließ sich kein Insurgent blicken. Nun sind wir geborgen, sprach sie, als dieselben zurückgelegt waren. Wir kommen bald an die Vorposten der Nationaltruppen; in ihrer Nähe haben wir nichts mehr zu besorgen.

Wie sehr täuschte sich die muthvolle Frau! Der Wald, in welchem man fuhr, war zu Ende. Beim Herausfahren aus dem-

*) *Nantes*, die Hauptstadt im Departement der untern Loire, groß und wohlgebaut, mit einem Hafen, ansehnlichen Manufakturen und großer Schifffahrt.

Eleone.
 Ein Geschenk für gute Töchter
 zur
 Weckung und Veredlung
 ihres sittlichen und religiösen Gefühls
 von
Jakob Glatz
 Erster Band.
 Ein Seitenstück zur *Iduna*,
 einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend.
 Zweyte, verbesserte Auflage.



Sc. duo der Erzählung *Eleone* v.

Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1810.

selben hörte sie plötzlich einige Flintenschüsse fallen. [252] Um ihren Wagen piffen mehrere Kugeln. Sie ließ sich durch Schrecken nicht betäuben, sondern faßte sich auf eine weiblich männliche Weise. Das erste, was sie that, war, daß sie nach den Pistolen griff, um sich, falls es nöthig wäre, mit Muth zu wehren. In diesem Augenblicke sah sie sich von einigen Reitern umringt. Der Anblick derselben machte sie stutzen. »Ausgestiegen, Madame!« rief einer von ihnen, in einem zwar befehlenden, aber nicht zu rauhen Tone.

Sie weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. »Es ist mir nicht möglich auszusteigen, sprach sie, ein Sterbender liegt neben mir; er ist meiner Sorgfalt anvertraut, ich kann ihn in seiner Ruhe nicht stören.«

Schon gut! riefen die Reiter, aber sagen muß du uns, wer der Sterbende sey, der an deiner Seite liegt.

[253] Es ist mein einziger Sohn! erwiederte die verlegene Mutter.

Zum Unglück hatte sie diese Worte mit sichtbarer Verwirrung ausgesprochen, die den Insurgenten nicht entgangen war.

Nur heraus aus dem Wagen! schrienen die Bewaffneten, wenn ihr nicht alle erschossen werden wollt!

Einen Andern würde diese grausame Drohung in Schrecken gesetzt haben; auf das muthige Weib machte sie eine entgegengesetzte Wirkung. Sie faßte sich, und ihre vorige Uerschrockenheit kehrte wieder. Sich an ihren Sohn anschmiegend, bedeckte sie ihn mit ihrem Körper, und zählte ihre Feinde. »Es sind ihrer nur neun, sprach sie zu ihrem Bedienten, der neben ihr im Wagen saß, wir wollen uns wehren!«

Wirklich setzte sich die herzhaftige Frau zur Gegenwehr, und es begann ein hitziges [254] Gefecht. Zu ungleich waren die Kräfte. Zwar schoß das kühne Weib zwei Insurgenten vom Pferde; aber Postillion und Pferde stürzten, von Kugeln durchbohrt, zu Boden, auch der Bediente fiel, und ihr kranker Sohn erhielt eine gefährliche Kopfwunde.

Als die Mutter die Wunde des Sohnes erblickte, erhob sie ein

Klaggeschrei, griff nach dem Säbel des Verwundeten, und stürzte wüthend aus dem Wagen.

Die Insurgenten umringten sie, wanden ihr den Säbel aus der Hand, und knebelten sie an einen Baum. Die Grausamen begnügten sich damit noch nicht. Auch den Sohn rissen sie aus der Kutsche; schleiften ihn zur Mutter, und machten Anstalten, ihn zu erschießen. Wer beschreibt die Qual der trostlosen Mutter bei dem Anblicke ihres geliebten, im Blute schwimmenden Sohnes. Ihre Marter zu erhöhen, zögerten die ge-[255]fühllosen Feinde mit der Ermordung des Sohnes. Voll Verzweiflung erwartete die unglückliche Mutter keine Rettung mehr; doch auf Einmal wendete sich die Sache; ein Strahl von Hoffnung leuchtete ihr von neuem.

In der Nähe des Waldes befand sich ein Posten Nationalsoldaten. Sie hatten die Schüsse der Insurgenten gehört, und sogleich wurden funfzig Reuter beordert, Untersuchungen im Walde anzustellen. Diese führten den erhaltenen Befehl mit solcher Schnelligkeit aus, daß sie bald den unglücklichen Platz erreichten, wo die hoffnungslose Mutter mit ihrem Sohne ihrem Tode entgegen sah. Die Insurgenten wurden überrumpelt und niedergehauen.

Diese unverhoffte Wendung ihres Schicksals wirkte so mächtig auf das Herz der Mutter, daß sie in Ohnmacht sank. Man band sie los, legte sie in den Wagen, [256] spannte die Pferde zweier Nationalsoldaten vor denselben, und brachte sie nach dem ersten Nationalposten. Hier that man alles Mögliche, sie wieder ins Leben zu wecken. Dies gelang. Sie schlug die Augen auf, und kam nach und nach zur Besinnung.

Forschend sah sie jetzt um sich; ihre Blicke suchten gierig den geliebten Sohn. Sie vermifste ihn. Ein neues Schrecken überfiel sie. Wo ist er? rief sie klagend, wo ist mein theurer, einziger Sohn?

Niemand konnte ihr diese Frage beantworten. Sie zweifelte nun nicht daran, daß der unglückliche Sohn vergessen worden, und auf dem Kampfplatze im Walde zurückgeblieben sey. Herzlich flehte sie, man möchte sie dahin zurückbrin-

gen; der Officier erfüllte mit der größten Bereitwilligkeit sogleich ihre gerechte Bitte. Fünfzig Reiter, dieselben, denen sie [257] ihre Rettung zu verdanken hatte, bekamen Befehl, sie nach jenem Platze zu begleiten.

Einige von den Soldaten ritten voraus. Als sie nicht mehr weit von der Stelle des Kampfes waren, erblickten sie einen Menschen, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche umbunden war. Es schien, als suche er ihnen zu entfliehen. Die vorausgerittenen Soldaten sahen seine Bestürzung, das viele Blut, womit er bedeckt war, machte ihn noch verdächtiger, und sie hielten ihn für einen Insurgenten, der dem Schicksale der übrigen entronnen sey.

In dieser Voraussetzung sprengten die Reiter auf den Unglücklichen los, versetzten ihm schwere Hiebe, und warfen ihn in einen Graben.

Bald kam der Wagen der trostlosen Mutter nach. Sie fuhr dicht bei der Stelle vorbei, wo der vermeinte Insurgent in seinem [258] Blute lag. Als sie ihn erblickte, schrie sie laut auf, sprang aus der Kutsche, und stürzte ohnmächtig auf ihn nieder. Es war ihr Sohn, der noch lebte.

Mutter und Sohn waren durch die erlittenen Unglücksfälle so niedergedrückt, daß sie mehr todtten Leichnamen als lebendigen Wesen glichen. Sie wurden auf den ersten Posten getragen. Der hart verwundete Sohn war dem Tode nahe. Zur Freude seiner Mutter überstand er die Gefahr, in der er schwebte. Sie kam mit ihm in *Nantes* an. Eine langwierige sorgfältige Kur konnte es nicht verhindern, daß er ein Krüppel wurde; aber der zärtlichen Mutter war es schon genug, daß der geliebte, einzige Sohn nur am Leben blieb.

OLGA ESCHENBACH

Der Seele Schönheit

1850

[3]

Vergißmeinnicht.

Erst siebzehn Sommer, so begann *Gertrud*, waren im schnellen Fluge an mir vorübergeeilt. In einer Pensionsanstalt erzogen, die der Stille eines Klosters Nichts nachgab, sollte ich nun in die Welt treten, sollte am Vorabende meines siebzehnten Geburtstages zum ersten Male in eine Gesellschaft geführt werden. Meine Mutter hatte mir ein weißes Kleid geschenkt, und einen rosa Gürtel dazu; sie selbst hatte mich angezogen, damit ich nicht nachlässig erscheinen möchte. Meine um zwei Jahre ältere Schwester hatte ganz denselben Anzug, doch trug sie noch eine frische Rose im Haar; sie sah so reizend aus in ihrem einfachen Putz, daß ich sie lange bewundernd anstaunte, und ihr endlich voll Freude um den Hals fiel. Da ich aber fest überzeugt war, daß die Blume in den dunkeln Locken ihr erst diese Reize verliehen hatte, ergriff ich mit der einen Hand die eben aufgebrochene Knospe eines Moosrosenstockes, der vor dem Fenster blühte, mit der andern eine Scheere, und die Mutter [4] bittend dabei ansehend, fragte ich sie: »Erlaubst Du?« – »Was willst Du damit, meine Gertrud?« – »Ich möchte sie mir anstecken, wie's *Cäcilie* auch gemacht.« – Meine Mutter antwortete nicht; sie betrachtete mich lange, und ich sah Thränen in ihren lieben Augen glänzen. Dann trat sie auf mich zu und streichelte sanft meine Wangen, indem sie leise sprach: »Lasse das, mein armes Kind, Du wirst so weniger auffallen.« Und ohne mir Zeit zu geben, über ihre Antwort nachzudenken, befestigte sie ein Tuch um meine Schultern, und führte mich nach dem schon bereit stehenden Wagen; meine Schwester folgte.

Mit hochklopfendem Herzen und glühenden Wangen trat ich in den hellerleuchteten Saal; mir schien es, als wären alle Blicke auf mich allein gerichtet, und als nun die Mutter mich der Dame des Hauses als ihre jüngste Tochter vorstellte, als diese mich mit erstaunten Blicken musterte, und dann verwundert ausrief: »Wie wenig gleicht dieses Mädchen den Mitgliedern Ihrer Familie!« – da war ich so beschämt, so verwirrt, daß ich gar nicht aufzusehen wagte, und zitternd bat ich meine Schwester, mit mir in den entferntesten Winkel zu gehen. Sie that es; ihre freundlichen Worte brachten mich wieder zur Besinnung, und allmählich erholte ich mich von der ersten Bestürzung. – Da begann die Musik zu ertönen; die fröhlichen Klänge wirkten zauberisch auf mein Ohr, nie glaubte ich etwas Schöneres gehört zu haben. Ich schlug die Augen auf; die Paare der Tänzer ordneten sich; theilnehmend betrachtete ich diese frischen, jugendlichen Gestalten, auf deren Gesichtern sich Freude und Lust in unverkennbaren Zügen malte, und die sich bald darauf nach den Tacten eines Walzers herumdrehten. – »Komm«, sagte meine Schwester leise zu mir, »komm, Gertrud, wir müssen weiter nach vorne gehen; hier findet uns Niemand, wir würden den ganzen Abend sitzen bleiben.« – Ich tanzte sehr gern, obgleich ich dieses [5] Vergnügen bis jetzt nur selten und auf unvollkommene Art genossen hatte, da wir uns in der Pension ohne männliche Tänzer behelfen mußten; und so ließ ich mich denn nicht lange nöthigen. Meiner Schwester die Hand reichend, ging ich wieder in den Vordergrund; wir fanden zwei leere Stühle in der ersten Reihe. Cäcilie winkte mir, mich zu setzen; eben wollte auch sie dasselbe thun, als einer ihrer Bekannten sie zu einem Tanz auffordern kam, der gerade beginnen sollte, und nachdem sie mir noch leise Muth zugesprochen hatte, eilten sie davon. Zitternd hatte ich ihre Hand losgelassen; kaum zu athmen wägend, zupfte ich in der größten Seelenangst an der Schleife, die meinen Gürtel zusammenhielt. Da hörte ich plötzlich neben mir dieselben Worte, die Du, liebe *Olga*, neulich auf der Promenade vernommen:

»Mein Gott, wie ist es möglich, so häßlich zu sein!« – »Sieht dieses Gesicht nicht genau so aus, wie ein frisch umgepflügeltes Feld?« fragte halblaut eine andere Stimme. »Ach, und diese Finger«, ließ sich eine Dritte vernehmen, »eine Juno würde im Vergleich mit ihr sich für überwunden erklären müssen.« Ein spöttisches Lächeln begleitete diese Bemerkung, die durch mehrfachen Beifallruf belohnt wurde. Noch hatte ich keine Ahnung, wer zu diesen Witzeleien Anlaß gäbe; schüchtern sah ich auf, und der flüchtige Lauf einer Secunde reichte hin, mich darüber zu belehren. Alle Blicke waren auf mich allein gerichtet, doch aus keinem Auge sprach Mitleid mit der armen Gekränkten; Spott und Hohn las ich auf jedem Gesichte und noch manches verwundende Wort drang zu meinen Ohren. Ich saß wie auf Kohlen, der Boden brannte unter meinen Füßen, nur mit Mühe hielt ich die Thränen zurück. Kein rettender Engel befreite mich von diesen Martern; meine Mutter saß in einem Nebenzimmer am Spieltische; ich wollte zu ihr, aber es war mir unmöglich, meinen Stuhl zu verlassen, ich wäre ohnmächtig zusammengesunken. Meine Schwester tanzte fröhlich fort, [6] und noch eine volle halbe Stunde mußte ich dasitzen, wie eine Verurtheilte. Endlich kehrte Cäcilie auf ihren Platz zurück. »Nun, Gertrud«, fragte sie fast athemlos, »hast Du getanzt?« – und meine Verwirrung nicht bemerkend, fuhr sie, ohne meine Antwort abzuwarten, eifrig fort: »Wie glücklich bin ich heute! Ich hatte den lebenswürdigsten Tänzer. Es that mir beinahe leid, in den verschiedenen Touren so oft gewählt zu werden, da mir seine Unterhaltung noch mehr Vergnügen machte, als der Tanz selbst.« – In diesem Augenblicke näherte sich uns der junge Mann, von dem Cäcilie eben sprach, und da diese, eines unbedeutenden Hustens wegen, an dem sie damals gerade litt, nicht weiter tanzen durfte, mich aber Niemand wählen mochte, so blieben wir den Abend über zusammen. *Oscar*, der Bruder Deiner Mutter, liebe *Olga*, beschäftigte schon lange die Einbildungskraft Cäciliens. Sie hatte mich zur Vertrauten gemacht, und mir

auch nicht verheimlicht, wie wenig Aussicht sie habe, ihre heißesten Wünsche jemals in Erfüllung gehen zu sehen, da Oscar's Eltern, die sich sowohl im Besitze eines langen Stammbaumes, als auch eines bedeutenden Vermögens befanden, ganz andere Pläne zu hegen schienen, als den, ihren einzigen Sohn mit einer Bürgerlichen zu vermählen. Doch glaubte ich zu bemerken, daß auch meine Schwester dem jungen Manne nicht ganz gleichgültig sei, und die Freude, welche aus Cäcilien's Augen lachte, ließ mich für kurze Zeit mein eigenes Leid vergessen.

Noch waren wir weit von der zwölften Stunde, welche zu unserer Rückkehr bestimmt war, entfernt, als meine Mutter an uns herantrat; ihre Blässe erschreckte mich. »Es ist nichts Bedeutendes, mein Kind«, beantwortete sie meine ängstliche Frage nach ihrem Befinden; »ein heftiger Kopfschmerz hinderte mich, die Partie weiter fortzusetzen, die ich erst nach vielem Zureden begann, weil ich Euch nicht gern allein lassen wollte. Die große Helle in den Zimmern, [7] besonders aber das unaufhörliche Geräusch, wird mir von Minute zu Minute unerträglicher, und ich würde mich herzlich freuen, wenn Ihr mir schon jetzt nach Hause folgen möchtet. Es thut mir leid, Euch in Eurem Vergnügen stören zu müssen, aber nicht wahr«, fragte sie, indem sie Cäcilien und mir die Hände entgegenreichte, »Ihr kommt gern mit Eurer Mutter, die wohl noch mehr mit Freuden für Euch opfern würde.« Hastig ergriff ich die dargebotene Hand, und nachdem ich sie an meine Lippen gedrückt, rief ich aus: »O, wenn Du wüßtest, wie gern ich mit Dir gehe!« – Cäcilie sagte nichts; sie schlug die Augen nieder, erhob sich dann langsam, winkte Deinem Oheim, den sie so ungern verließ, und mit dem sie jetzt schon seit zwanzig Jahren in der glücklichsten Ehe lebt, noch ein Lebewohl zu, und reichte dann der Mutter den Arm, die, um Aufsehen zu vermeiden, nur der Wirthin einige Worte zum Abschiede sagte. –

Wie leicht wurde mir, als sich die Saalthüren hinter uns schlossen; noch leichter aber, als ich erst mein einsames Zim-

mer aufsuchen durfte. Die Mutter war schnell zu Bette gegangen, weil sie aus Erfahrung wußte, daß Ruhe allein im Stande sei, die Schmerzen zu lindern, von welchen sie schon seit einer Reihe von Jahren geplagt wurde. Cäcilie war ihrem Beispiele gefolgt, wahrscheinlich um ihren Gedanken besser nachhängen zu können. Beide waren hinlänglich mit sich beschäftigt, und diesem glücklichen Umstande hatte ich es zu verdanken, daß meine große Niedergeschlagenheit nicht bemerkt worden war. Ein brennendes Licht in der Hand, öffnete ich die Thür meines Stübchens; der helle Schein fiel auf den gegenüberhängenden Spiegel, und zeigte mir eine Gestalt, die vor wenigen Stunden einer glänzenden Versammlung den größten Abscheu einflößte, und mir die härtesten Demüthigungen zugezogen hatte. Unwillkürlich trat ich einige Schritte näher, setzte das Licht auf den Spiegeltisch, [8] und schaute in das Glas, das mit schrecklicher Wahrheit mein Bild zurückwarf. Diese niedrige Stirn, fast verdeckt von den dunkeln Haaren, diese Augen, von denen man kaum mit Gewißheit die Farbe angeben konnte, wenn man nicht geradezu sagen wollte: sie sind grün; die lange Nase, und die von unzähligen Blatternarben gefurchten Wangen; diese schwächliche, etwas zur Seite geneigte Gestalt, die noch kaum meine siebzehn Jahr vermuthen ließ – o, dieses Alles vereint machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich tief aufseufzend die Worte wiederholte, die ich seitdem wohl schon oft gehört habe: »Mein Gott, wie ist es möglich, so häßlich zu sein!« – Wie festgewurzelt stand ich da; meine Augen starrten mir mit einem so sonderbaren Ausdrücke aus dem Glase entgegen, daß ich mich nicht eher abzuwenden vermochte, als bis die überströmenden Thränen mich die ganze Jammergestalt, wie in einen Schleier gehüllt, erblicken ließen. Da fühlte ich meine Brust von einem unaussprechlichen Weh durchschnitten, mein Herz pochte fast hörbar, das Blut jagte wie bei einem Fieberanfall durch meine Adern; von meinem Schmerz überwältigt, sank ich zur Erde, preßte die glühende Stirn gegen die Wand, und schluchzte laut. Welche Gefühle

tobten in meinem Innern! Wie der zuckende Blitzstrahl, der auf Augenblicke die schwarze Nacht erhellt, uns unsere Umgebung im grellsten Lichte zeigt, so durchfuhr ein Gedanke nach dem andern mein erregtes Gehirn, tausend Ideen tauchten in mir auf, die sich allmählich zu einem Bilde verschmolzen, das, so unklar es mir auch noch vorschwebte, mich dennoch mit Entsetzen erfüllte. Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich das Unglück, häßlich zu sein. Woran ich bis jetzt so wenig gedacht, weil ich durch Nichts daran erinnert worden war, an mein Aeußeres – dies hatte man mir gewaltsam ins Gedächtniß gerufen, das erfüllte jetzt meine ganze Seele. Von Allen zurückgestoßen, von Allen verachtet, verhöhnt, welche Zukunft stand [9] mir bevor? – Welchen Reiz konnte ein solches Leben noch für mich haben? – Wie grausam waren auf einmal alle Ideale vernichtet worden, mit welchen ich die Welt betreten hatte! Alles, was ich sonst geglaubt, worauf ich mit dem innigsten, kindlichsten Vertrauen gebaut, erschien mir jetzt in einem ganz andern Lichte. »Nicht Liebe, nur Mitleid ist es, was sich in dem Herzen der Mutter für die häßliche Tochter regt«, sprach ich zu mir selbst. »Es ist nicht möglich, daß in Cäciliens Brust zärtliche Gefühle für die unähnliche Schwester schlummern können, nicht möglich, daß der Freundschaft Bande die Jugendgespielinnen an ein so elendes Wesen zu ketten vermögen!« – O, ich gestehe es, daß ich in jener Stunde, in welcher ich nicht meiner Sinne mächtig, ja fast dem Wahnsinne nahe war, nicht nur an die Zuneigung und an die Aufrichtigkeit der Personen zweifelte, die mir auf dieser Welt am theuersten waren, ich beneidete sogar die eigene Schwester um die ihr von Gott verliehenen Gaben, ich bereute damals selbst eine That, deren Andenken ich heute um den Preis der höchsten Schönheit nicht hingeben möchte. Ich bereute sie, weil sie die Veranlassung zu meiner gänzlichen Entstellung gewesen war. Deine Mutter, liebe Olga, welche mit mir in derselben Anstalt erzogen wurde, war durch mich dem Leben wiedergegeben worden; meiner

Pflege, meiner unermüdlichen Sorgfalt verdankte sie nicht nur die Wiederherstellung von den Pocken, an welchen sie gefährlich danieder lag, sondern auch die gänzliche Befreiung von den Spuren dieser schrecklichen Krankheit, die mich nachher mit doppelter Gewalt ergriff, und mich fast unkenntlich machte. Aus diesem Grunde erinnerte mich in der Pension Niemand an meine Häßlichkeit. Deine Mutter aber wurde seitdem meine liebste, vertrauteste Freundin, welche aus Dankbarkeit gegen mich Alles aufbot, um von ihren Eltern die Einwilligung zu der Verbindung ihres Bruders mit meiner Schwester zu erlangen. Das sind die segens-[10]reichen Folgen einer Handlung, die ich damals zu bereuen vermochte; und ich ging in meinem Wahnsinne noch weiter, ich dachte selbst an Mittel, meinem traurigen Dasein ein Ende zu machen, weil ich mich für das unglücklichste Geschöpf auf der ganzen weiten Welt hielt.

Ich weiß wirklich nicht, wie viel Zeit ich in diesem Zustande verbracht haben mag, aus dem ich plötzlich erweckt wurde. Ein wahrscheinlich schlecht verschlossen gewesenes Fenster sprang auf, und der dadurch entstandene Luftzug verlöschte mein Licht. Ich erhob mich, um das Fenster wieder zu schließen. Der laue Wind, der mir entgegen wehte, kühlte ein wenig meine glühenden Wangen, und that mir so wohl, daß ich mich noch weiter hinauslehnte, um die frische Luft in vollen Zügen einathmen zu können. Ich blickte hinab in den Garten, der sich unter meinem Fenster ausbreitete. Die warmen Maitage hatten Flieder und Jasmin zur Blüthe gebracht, die ihre balsamischen Wohlgerüche aushauchten; der Mond schien hell und klar durch die alten, dichtbelaubten Bäume, und malte ihre Riesenschatten auf die weißen Kieswege; so ruhig und friedlich war die Natur, während meine Brust, in Folge des innern Kampfes, sich stürmisch hob und senkte. In dieser Aufregung zu Bette zu gehen, war mir unmöglich; ich warf deshalb einen leichten Mantel über meinen Ballanzug, eilte in den Saal, der an mein Zimmer stieß, schloß behutsam die Gartenthür auf und schlüpfte ins Freie. Schon unzählige

Male war ich in den langen Gängen auf und nieder gelaufen, als ich mich endlich, körperlich und geistig ermüdet, auf eine Rasenbank warf, die von den weit herabhängenden Aesten eines blühenden Fliederstrauches fast verdeckt wurde. So lag ich eine Weile zwischen Wachen und Traum auf dem schwelenden Moose, umfächelt von den lauen Lüften, die mich mit einem Blütenregen bestreuten, und lauschte dem Gesange einer Nachtigall, welche ihr sanft klagendes Lied in dem nächsten Busche ertönen ließ. Da war mir's [11] mit einem Male, als legte sich eine weiche Hand auf meine Augen, als umfaßten mich zwei lebenswarme Arme, und als zögen sie mich immer höher und höher. Und fort ging es durch die bläulichen Lüfte im schnellsten Fluge, so hoch über der Erde, daß mir die Häuser wie Schnecken erschienen, und die Menschen an Größe den Ameisen gleich. Doch fürchtete ich mich nicht; denn wenn ich auch die Gestalt nicht sehen konnte, die mich so mit Windeseile davonführte, so fühlte ich mich doch sicher in ihren Armen, und mein Haupt ruhte sanft an ihrem leise schlagenden Herzen. Endlich senkten wir uns wieder der Erde zu, die wir auch bald erreichten; ein grünes Thal nahm uns auf, umschlossen von waldbewachsenen Anhöhen und durchströmt von einem klaren, sanft murmelnden Bache; und ich fühlte mich niedergelegt in das hohe, duftende Gras. Verwundert blickte ich um mich. »Keine Blume in diesem lachenden Thale!« rief ich staunend. Da stiegen, wie auf ein verabredetes Zeichen, eine Menge kleiner Gestalten aus dem silbern schwimmenden Wasser des Baches, und zerstreuten sich an seinen Ufern. Sie trugen weiße, hell glänzende Gewänder, und darüber Shawls von Sammet, deren köstliche blaue Farbe mir noch viel schöner und reiner erschien, als die des sich über mir wölbenden Himmels. Aufmerksam schaute ich auf das Treiben der kleinen Wesen, die mit emsiger Eile die reizende Hülle von ihren Schultern zogen, und daraus kleine, tellerförmige Kronen zu formen begannen, fünffach gespalten, mit ausgerandeten Einschnitten. Und als sie ihr Werk vollendet hatten, befestigten sie die,

von ihren zierlichen Fingern erschaffene Blüthe an grüne Stengel, legten ein goldenes, blitzendes Ringlein in jede der kleinen Kronen, und Thränen der Rührung über das gelungene Werk, die ihren gen Himmel gerichteten Augen entfloßen, fielen in die Kelche der reizenden Blümchen, und glänzten darin gleich hellen Diamanten. Da erhob das eine der kleinen Wesen, das sich von den anderen durch [12] ein strahlendes Diadem unterschied, die Stimme, und sprach: »Schwestern, unsere Arbeit ist vollendet; ihren schönsten Schmuck verdankt uns diese Flur; nur noch der Name fehlt diesen neuerschaffenen Frühlingskindern, und so wollen wir sie denn Vergißmeinnicht nennen, damit sie die Menschen immer an den gütigen himmlischen Vater erinnern mögen, dem sie Alles verdanken, damit es noch eine neue Stimme in der Natur gebe, die ihnen zurufe: ›Vergesst, o vergesst Eures Gottes nicht!« Mit diesen Worten tauchte die Nymphe hinab in die krystallne Fluth, gefolgt von den lieblichen Schwestern; die kleinen Blümchen aber leuchteten durch das ganze Thal, und lockten durch ihre Schönheit eine Schaar froher Kinder an, die sich auf den waldumkränzten Höhen in munteren Spielen herumtummelten. Jubelnd sprangen die Kleinen hernieder, laut aufjauchzend über den herrlichen, unverhofften Fund; sie brachen mit gierigen Händen die zarten Blüten und flochten lange Guirlanden daraus, mit welchen sie die Königin ihrer Spiele bekränzten, die sie dann, wie im Triumph, unter dem Schalle fröhlicher Lieder, davonführten. So war denn das Thal in wenigen Augenblicken seiner ganzen Zierde beraubt. Ein einziges Blümchen war stehen geblieben, aber mit geknicktem Stengel; das senkte das Köpfchen traurig zur Erde und klagte in leisen, wehmüthigen Tönen: »Weh mir Armen! umsonst blickte ich nach allen Seiten, keine einzige der holden Schwestern vermag ich zu entdecken, die mich eben noch lachend umgaben; sie Alle raubten die unbarmherzigen Sterblichen. O, hätten sie mich nur auch ganz abgebrochen! Grausam verließen sie mich in diesem kläglichen Zustande; nicht hinlängliche Nah-

nung vermag die Muttererde durch meine verdorbenen Adern zu leiten, und elend werde ich verdorren; ein langsames Dahinsterben ist mein Loos! Wie beneidenswerth sind doch diese Menschen, denen der himmlische Vater so viele Gaben verlieh, die er uns entzogen hat.«

[13] So klagte das Blümchen. Die Wellen des Baches aber fingen an sich zu regen, brachen vollends die schwache Stütze der blauen Krone, und zogen die Klagende an die erfrischende Brust, an der sie wieder neues Leben zu empfangen schien. Und weiter tanzte die Blume auf den spielenden Wellen, ich aber fühlte mich angetrieben, dem Laufe des Baches und des dahintreibenden Blümleins zu folgen.

Immer breiter wurde das Wasser, immer schneller sein Strom; üppige Felder breiteten sich an seinen Ufern aus, von grünen Wiesen häufig unterbrochen, deren duftendes Gras von fröhlichen Schnittern gemäht wurde. Ein Hirtenknabe weidete seine Schafe, auf der Schalmei lustige Melodien blasend, und sein Schwesterchen stand neben ihm, ihr Lieblingschäfchen streichelnd und mit wilden Rosen bekränzend. Unfern aber schritt der Herr dieser gesegneten Fluren; finsterer Mißmuth lagerte auf seiner Stirn, Unzufriedenheit sprach aus seinen Mienen; seine Augen irrten unstät umher, des armen Wildes flüchtige Spur erspähend, und das Mordgewehr in seinen Händen zeigte, welche Beschäftigung dem reichen Manne das größte Vergnügen gewähre. Im Hintergrunde erhob sich seines Schlosses mächtiger Prachtbau; stolz und kalt überragte es die umliegende Gegend; kein Leben, kein Glück schien hinter diesen hohen Mauern zu wohnen, an welchen die Menschen schnell vorübereilten, nur scheu und verstohlen zu ihnen aufzusehen wägend. Auch ich wandte mich zusammenschauernd ab. Da erblickte ich mir zur Seite ein Häuschen, malerisch umpflanzt von schlanken Pappeln, und von einem Walde von Obstbäumen umgeben. Weinlaub umrankte die niedrigen Fenster, die golden erglänzten im Widerscheine der Sonne; eine Laube von blühendem Caprifolium verbarg fast die Thür des Eingangs.

»O«, rief ich aus, »hier möchte ich wohnen, hier bleiben für immer! Hier muß Liebe und Friede und Freundschaft zu finden [14] sein, im traulichsten Vereine, und wo die sind, da ist der Himmel!« – Da öffnete sich die Thür des Häuschens; eine hohe, schlanke Mädchengestalt trat heraus, schön wie der junge Tag, wenn er aus den Armen der Morgenröthe emporsteigt; nie hatte ich etwas Aehnliches gesehen. Weißer Atlas umfloß in reichen Falten die jugendlichen Glieder, drei Schnüre der prachtvollsten ächten Perlen schmückten den blendend weißen Hals, durch die dunkeln, wallenden Locken schlang sich der Myrthe bräutlicher Kranz. Wie kam solcher Glanz in die niedere Hütte? – Die Jungfrau näherte sich langsam, schwankenden Schrittes, als ob die kleinen Füßchen den zarten Körper nicht zu tragen vermochten; sie wankte einem kleinen Vorlande zu, das in den Bach hineinragte. Zwei alte Trauerweiden standen darauf, und tauchten ihre leise flüsternden Zweige in die spielenden Wellen, die das Blümchen Vergißmeinnicht bis zu ihnen herantrieben, wo es zwischen den grünen Blättern hängen blieb. In dem Schatten der alten Bäume lag ein kleiner Hügel – war es eine Rasenbank? – war es ein Grab? – Ich vermochte es nicht zu unterscheiden.

Wie ich noch darüber nachdachte, hatte das Mädchen schon den grünen Hügel erreicht. Uneingedenk ihres Putzes sank sie nieder an seine Seite, und drückte das mit Thränen überströmte Antlitz in das weiche Moos. Endlich machte sich der stille Kummer in Seufzern und Klagen Luft. »O, Mutter«, rief sie laut jammernd, »deren Hülle da unten schlummert in dem tiefen Grabe, ist es Dir vergönnt, herabzusehen aus den himmlischen Auen, in welchen Du jetzt wandelst, auf diese Welt, so schenke nur einen, einen Blick Deiner unglücklichen Tochter; sende ihr nur ein kleines Zeichen Deiner Liebe, damit sie nicht verzweifle in dieser furchtbaren Stunde! Seit Du von mir genommen wurdest, ist aller Friede aus meiner Brust gewichen; Gram und Sorge, die ich sonst nur dem Namen nach kannte, [15] haben ihre Wohnung darin aufge-

schlagen. O, wäre ich häßlich! Häßlicher als irgend ein Mädchen, das die Erde trägt! Dann hätte ich nicht die Blicke des reichen Mannes auf mich gezogen, der durch seine Schätze selbst das Herz des sonst so milden Vaters zu verhärten vermochte, der ihn verleitete, zum Tyrannen zu werden gegen das einzige, sonst so geliebte Kind. Hinter jenen hohen Mauern soll ich nun wohnen? – Wohl mag es prächtig darin sein, wohl mag es darin schimmern und glänzen von Sammt und Seide, von Silber und Gold, wie der Vater es mir erzählte. Als ob mich das trösten könnte! Nein, wahrlich, solcher Stand ist nichts gegen die reiche Unschuldswelt, die früher in meinem Busen wohnte; schwer und drückend erschienen mir diese Kleider, wie die Thränen von tausend Unglücklichen lasten diese Perlen auf meinem Nacken. – Und er, der reiche Mann, dem ich noch heute das Jawort vor dem Altare geben soll, ist er denn glücklich? – Nein, nein, aus diesen düster blickenden Augen spricht kein ruhiges, zufriedenes Gemüth; nur Furcht und Zittern, doch nicht Liebe, vermag seine Nähe einzufloßen. O, der arme reiche Mann!«

Die Jungfrau schwieg. Mit gefalteten Händen, todtbleich, die Blicke starr auf den Boden geheftet, stand sie da, so unbeweglich, wie ein Bild von Stein. Da wurde sie des Blümchens gewahr, das zu ihren Füßen in den Zweigen der Trauerweide hing; sie beugte sich nieder, hob es auf, und betrachtete es lange, während ihre Züge sich allmählich wieder belebten. – »Ach, Mutter!« rief sie endlich, und ihre thränenfeuchten Blicke schauten dankbar auf zum Himmel, »Du hast die Bitte Deiner Tochter erhört, und hast ihr das Liebeszeichen gesendet, um das sie Dich angefleht. An die Stunde Deines Todes wolltest Du mich erinnern, an das Versprechen, das ich Dir damals gegeben; darum ließest Du mich das Blümchen finden, dessengleichen ich noch nie gesehen, und das so [16] himmlisch blau ist, wie Deine Augen, mit denen Du mich damals so wehmüthig anblicktest: ›Vergiß, vergiß mein nicht!‹ riefst Du mit brechender Stimme; ›vergiß aber auch Deines Gottes nicht! – Suche das Glück nie außer Dir, suche

es in der eignen, tiefen Brust; sei stets fromm und gut, und Niemand wird den Himmel anzutasten vermögen, den die Tugend in Dein Herz gesenkt!« – Und die Jungfrau küßte die Blüthe, steckte sie an den wogenden Busen, und flüsterte leise: »Hier welke! Sei meine Begleiterin in der schweren Stunde. Treu will ich dich bewahren; du sollst mein Schutzengel sein, wenn Trübsinn meinen Geist niederdrücken will; Dein Anblick soll mir meine guten Entschlüsse ins Gedächtniß rufen, und wenn es mir schwer wird, das zu erlangen, was mir auferlegt wurde, sanft erinnernd sprechen: ›Vergiß, o vergiß Deines Gottes nicht!«

In demselben Augenblicke fühlte ich mich sanft umfaßt, meine Lippen wurden im leisen Kusse berührt – ich erwachte – meine liebe, gute Mutter stand vor mir, mich mit schmerzumwölkten Zügen betrachtend. Wäre das nur Mitleid; was aus diesen Augen sprach? – Nein, es war Liebe, die mir aus ihnen entgegenleuchtete, so wahre, innige Liebe, wie sie nur je eine Mutter für ihr Kind im Busen trug. Mit Entzücken warf ich mich in ihre geöffneten Arme, mit dem höchsten Wonnegeföhle legte ich mein Haupt an das Herz, das stets so warm für mich schlug, und rief unter hervorströmenden Thränen: »Mutter, Mutter, diese Stunden haben Dir Deine Tochter wiedergegeben; eine höhere Hand hat mich von dem Rande des Abgrundes gezogen, in den ich schaudernd hinunterblickte! – Zufrieden sein! – das sei fortan mein Wahlspruch; zufrieden und glücklich machen, so viel es in meinen Kräften steht, mein eifrigstes Bestreben. Nimmer will ich den Reichen beneiden, der im Besitze alles irdischen Glanzes so oft die reinsten Freuden entbehrt; nicht den Mächtigen, dem der Stachel der Leidenschaft niemals Ruhe läßt, [17] der sich elend und arm fühlt, selbst auf der höchsten Stufe weltlicher Ehre; – auch nicht die Schönheit, die so häufig der Grund des tiefsten Seelenschmerzes ist, und so bald verblüht. – In Gott und meinem eigenen Herzen will ich mein Glück fortan suchen und finden!« – Und die Mutter umarmte

mich schweigend; ihre Augen blickten dankbar auf zum Himmel, ihre Lippen bewegten sich im leisen Gebet. Hier schwieg Gertrud. Eine himmlische Ruhe lag in dem Blicke, mit dem sie mich fragend anschaute. Nein, sie war nicht unglücklich, obgleich sie häßlich war. *Der Seele Schönheit* strahlte aus ihrem Auge!

THEKLA VON GUMPERT (Hrsg.)

Töchter-Album

1855–97

[1855; 406]

Aus der Gegenwart.

Die mutterlosen Kinder der v. Bavier'schen Anstalt.

Von Thekla v. Gumpert.

Der Mai hatte seine volle Schönheit entfaltet, der Thiergarten bei Berlin war mit dem frischesten, saftigsten Grün, mit unzählbaren Blüten geschmückt. Ich hatte eine Predigt in der Kirche, welche außerhalb der Stadt liegt, gehört und ging langsam nach Hause, in inniger, freudiger Bewegung. Von der Liebe hatte ich predigen gehört, von der Liebe redete die reiche Natur um mich her. Ich schritt durch das Brandenburger Thor, unter den üppig entfalteteten Linden hin, bis in die Nähe des Opernplatzes. Hier wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich durch mehrere Kinder gefesselt, welche singend auf mich zuschritten.

»Käfer-Mai! Käfer-Mai!

Für eine Nadel giebt es zwei!«

hieß das Liedchen, welches sie lustig in eintöniger Melodie hören ließen. Sie hatten Maikäfer in einer durchlöchernten



Schachtel, die sie zum Verkauf anboten. So lange die Maikäfer-Zeit dauert, wird in Berlin dieser eigenthümliche Handel getrieben. Kinder bieten die Thiere aus, Kinder kaufen sie; um sie aber kaufen zu können, betteln die Kleinen alle Damen, die sich auf der Straße blicken lassen, um Stecknadeln an, mit denen sie, statt mit Geld, bezahlen. Die armen Käfer! Man hat mir zwar vielfach versichert, sie würden nicht gequält, die Kinder geben ihnen frische Blätter und verwahren sie in Schachteln; aber dies Verwahren ist ja eben schon eine Qual. Wie wohl mag dem Käfer sein, wenn er seine Flügel entfalten und an die maigrünen Sträucher, auf die duftenden Blumen hinflattern kann, wie beängstigend dagegen das Gefängniß in der Schachtel. Ich schenkte den Kindern einige Pfennige und erkaufte den Gefangenen die [407] Freiheit; einzeln wurde jeder in die Luft geworfen und schwirrte davon, um sich im Laub der Linden zu verbergen. Inzwischen hatte sich uns ein Bettelknabe genähert, der ein Kind auf dem Arme trug. Es war ein erbärmliches kleines Wesen, wie mir schien in den letzten Stadien der Auszehrung, mit einem unendlich jammervollen Gesichtsausdruck.

»Wem gehört das arme Würmchen?« fragte ich den Knaben.

»Es ist mein Bruder«, antwortete dieser, »unsere Mutter ist gestorben, nun muß ich den Kleinen den ganzen Tag herumtragen, er schreit so sehr, wenn er in der Wiege liegt.«

»Habt Ihr keinen Vater?« fragte ich.

»Ja wohl«, lautete die Antwort, »aber er hat seine Arbeit, er kann das Kind nicht warten und pflegen.«

»Ist es schon lange krank?«

»Seit acht Monaten; Anfangs bekam es kranke Augen, dann brachen ihm die Füße auf, und nun wird es täglich magerer und weint so viel. Der Armendoktor sagte, wir sollten es besser pflegen; aber was sollen wir machen ohne die Mutter?«

Eine Scrophelkrankheit war also die erste Ursache zu diesem

Leiden. Ja, Scropheln wollen mit großer Sorgfalt behandelt sein, tägliches Baden, äußerste Reinlichkeit, gesunde Luft, stärkende Kost sind der Weg zur Genesung. Mutterliebe! – ach, danach verlangt ein krankes Kind so ganz besonders! Es giebt Krankenhäuser; aber sind sie denn groß genug, um alle armen Kranken aufzunehmen? Wenn man solchem Elend in's Angesicht schaut, dann empfindet man einen tiefen Schmerz nicht helfen zu können. Die Maikäfer konnte ich für einige Pfennige befreien; für das arme Kind war ich unfähig zu sorgen. Was half das Almosen, das ich reichte? Vielleicht verschaffte es dem ausgezehrten kleinen Wesen eine augenblickliche Erquickung; Hülfe aber hätte man ihm nur bringen können, wenn man sich seiner im Beginn der Krankheit angenommen, d. h. wenn man es wie eine Mutter gepflegt hätte. Ich ließ mir die Wohnung der Kinder nennen, um wenigstens dann und wann eine Erfrischung hinzutragen. – Als ich in ernste Gedanken vertieft über den Opernplatz schritt, lockte mir ein lieblicher Anblick, der sich mir hier darbot, eine Thräne freudiger Rührung in die Augen. Zwölf kleine Knaben und Mädchen, im Alter von zwei bis fünf Jahren, spielten zwischen den grünen Plätzen umher; zwei derselben zogen einen kleinen Korbwagen, in welchem das dreizehnte Kind saß, welches noch zu klein war, um sich von seinen Füßchen tragen [408] zu lassen. Diese Kinder trugen graue Röckchen, gelbe Nanking-Jacken und Schürzen; sie machten mir den Eindruck einer Hecke Kanarienvögel. Auf einer Bank saß die Mutter dieser Kleinen, eine wohlwollend umherblickende Frau; sie beschirmte die jungen Vögelin. Mutter war sie? – von dreizehn Kleinen in so zartem Alter? – Ja, die Kinder nannten sie »Mama«. Sie vertrat bei ihnen die Stelle der Mutter, Alle waren Kinder armer Leute, mütterlose Waisen.

Der kranke Knabe auf dem Arme seines bettelnden Bruders hatte mich mit innigem Mitleid erfüllt; aber ich konnte keine Hülfe für ihn schaffen! Diese Frau schafft Hülfe für elende, verwahrloste Kinder!

Frau von Bavier, eine Schweizerin von Geburt, Witwe des Majors von Bavier, lebte nach dem Tode ihres Gatten vom Schmerz tief gebeugt. Sie hatte kein Kind, dem sie sich liebevoll hingeben, keinen Verwandten, dem sie sich nahe anschließen konnte. Zu dem drückenden Gefühl des Alleinsehens kam das Heimweh, welches die Schweizer im Auslande so häufig überfällt. Sie fühlte sich unglücklich und in ihrer Seele eine Leere, die ihr das Leben zur Qual machte. Wenn man ein liebefähiges Herz hat, und es hat es wohl Jeder, dem es nicht durch schlechte Erziehung oder durch oberflächliches und sündhaftes Leben verhärtet wurde, dann fühlt man sich nur befriedigt, wenn man Liebe durch *That* beweisen kann. Wer recht zu lieben versteht, der ist jeden Augenblick opferfähig, und die Gelegenheit Opfer zu bringen, ist ihm eine große Bedingung zum Glück. Wie viel Opfer bringen Eltern ihren Kindern, und wie beseeligt fühlen sie sich dadurch! wie viel Opfer bringen die Eltern sich untereinander! Kinder, Geschwister, Alle müssen sich selbst oft aufgeben, um den Andern zu Liebe zu leben, und nur diejenige Familie fühlt sich in sich selbst glücklich, in der jedes Glied in der Liebe opferfähig ist. Ein alleinstehender Mensch, der sein gutes Auskommen hat, wird zuweilen für beneidenswerth erklärt. Er ist frei, ohne Nahrungssorgen, er kann mit seiner Zeit machen was er will. Ist er gebildet, so kann er sich an den Künsten und Wissenschaften erfreuen, er kann Concerte, Theater, Gesellschaften besuchen, er kann einen angenehmen Kreis gebildeter Leute in seinem Hause aufnehmen. Das ist Alles recht schön, aber glücklich macht dieses Leben den Beneideten nicht, die Leere in seinem Herzen wird dadurch nicht ausgefüllt, er hat Niemand, dem er sich ganz hingeben kann, dem seine Liebe Bedürfnis ist, dem er Opfer bringen muß, denn der Thaler, welchen er den wohlthätigen Vereinen giebt, ist kaum ein Opfer zu nennen. Frau von Bavier stand allein, sie war [409] frei, konnte mit ihrer Zeit, mit ihrem kleinen Vermögen anfangen was sie wollte; sie hätte Concerte, Theater, Gesellschaften besuchen,

hätte einen Kreis gebildeter Leute um ihren Theetisch versammeln können; aber ihr Heimweh drückte sie, die Bangigkeit nach dem Verstorbenen that ihr weh, sie fühlte die Leere im Herzen, von der ich eben sprach. Sie beschloß, sich einen beseeligenden Wirkungskreis zu schaffen, ihre Freiheit zu opfern und ihre Thatkraft armen kleinen, verwahrloseten Waisenkindern hinzugeben. So machte sie still für sich ihren Lebensplan, dann theilte sie ihn ihren Freunden mit. Geachtete Männer, Staatsbeamte, welche sie kannten und zur Erfüllung eines schweren Berufes fähig hielten, unterstützten ihren Plan und richteten ihr sogar eine kleine Wohnung ein, wo sie die mütterlichen Beschäftigungen beginnen sollte. Ein Armenarzt brachte ihr das erste Kind, im Alter von sieben Monaten; es war in einem traurigen Zustande, gleich einem Gerippe, dem Tode nahe. Es mag wohl dem Kleinen ähnlich gewesen sein, den ich unter den Linden traf! Frau v. Bavier nahm das elende Würmchen in ihre Arme. »Werde ich im Stande sein, dieses kleine Jammerbild durch Pflege wieder herzustellen?« dachte sie; »ich will's versuchen«, beschloß sie im Innern. So wurde ihre Opferfähigkeit gleich auf eine harte Probe gestellt; die Last war groß, die sie übernommen hatte, Liebe und Treue in ihr waren aber auch groß; das Kind gewann neue Lebenskraft und wurde ganz gesund. Frau v. Bavier hatte in Kurzem noch mehrere Kinder in so zartem Alter in Pflege genommen, nun reichten aber ihre Mittel zur Erhaltung derselben nicht mehr aus und sie nahm zu dem mildthätigen Sinn der Stadtbewohner ihre Zuflucht. Der Schritt, den sie that, glückte. Der König, die Königin und eine große Anzahl anderer Personen verpflichteten sich zu jährlichen Beiträgen; sie konnte den Kreis der Pfleglinge vergrößern. Beglückt durch das Wohlgelingen ihres Strebens, scheute sie keine Anstrengung, ihre Freude über das Gedeihen ihrer Zöglinge war groß. Aber es war ihr eine ernste Erfahrung vorbehalten: unter den kranken Kleinen war eines, das trotz aller empfangenen Pflege sichtbar hinwelkte und dem Tode entgegen zu gehen schien. Um die Zeit, da sie

dieses Kind aufgeben mußte, kam die Cholera nach Berlin und forderte ihre Opfer. Eines Tages hatte Frau v. Bavier drei kleine Leichen im Hause. Zwei derselben waren der Cholera erlegen, das dritte war das Kind, welches sich langsam abgezehrt hatte.

Frau v. Bavier war in dem Glücke, welches ihr Unternehmen bisher begünstigt hatte, vielleicht zu sicher geworden. Es ist aber wohl Gottes [410] Wille, daß der Mensch in der Zeit, wo sich Alles freudig und schön für ihn gestaltet, gefaßt bleibe auf die Tage, von denen man sagt, sie gefallen ihm nicht. Der harte Schlag, welcher die liebevolle Frau traf, der auch hier und da das Vertrauen, welches man ihr geschenkt, wankend machte, beugte sie tief. Das Heimweh nach ihrem irdischen Vaterlande verwandelte sich in das Heimweh nach jenem Vaterlande, nach welchem ein ernster Zug in jedes Menschen Brust liegt, oft ihm selbst unbewußt, aber bereit hervorzubrechen, wenn das Leben sich trübt. Sie sehnte sich nach dem Tode. Warum schickte Gott dieser Frau, welche, von Nächstenliebe geleitet, nur für die Hilfsbedürftigen leben wollte, eine so schwere Prüfung? – Es giebt Lichtblicke der Seele, in welchen diese begreift, was der große Erzieher, »unser Vater«, mit seinen scharfen Eingriffen in das Leben erreichen will; solche Momente verklären das ganze Innere desjenigen Menschen, dem sie gewährt werden. Vielleicht ist ein solcher Lichtblick der treuen Pflegemutter der Waisen zu Theil geworden? – Gewiß ist, daß sie sich jetzt vollständig aus ihrer Muthlosigkeit, aus ihrem gebrochenen Gemüthszustande erhoben hat. Kein Heimweh erfüllt mehr ihr Herz, keine Besorgniß, sie geht still ihren Weg und nimmt vertrauend jeden Tag aus Gottes Hand, was er ihr in seiner Vaterliebe und Allmacht reichen will.

Das Institut hat sich bedeutend vergrößert, es sind z. B. in diesem letzten Jahre 42 Kinder, theils von Frau v. Bavier selbst, theils unter ihrer Aufsicht gepflegt worden. Sie hat nämlich schon vor längerer Zeit eine neue Einrichtung treffen müssen, um eine größere Anzahl Kinder der Verwahr-

losung entziehen zu können. Die Kleinen, welche sie, oft nur wenige Tage alt, aufnimmt, werden zu rechtschaffenen Frauen gegeben, die sie bei gesunder Nahrung aufziehen, bis sie gehen gelernt haben; dann erst kann Frau v. Bavier die Pflege selbst übernehmen, die bei ihr zugleich Pflege der Seele ist.

Dreizehn der älteren Kinder, zwei- bis fünfjährige, empfangen eben jetzt von ihr die mütterliche Erziehung, von ihr allein jede Dienstleistung, denn sie hält keine Gehülfin, keine Dienerin. Es scheint dies ein Räthsel zu sein. Man möchte zu dieser Frau in die Schule gehen, um Zeiteintheilung zu lernen. Wohlhabende Familien geben ihren Kleinen oft zwei bis drei Mädchen und Aufseherinnen in die Kinderstube, und diese klagen noch häufig über zu viel Arbeit; hier wird die ganze Kinderschaar von einer Frau versorgt, die doch auch nur zwei Hände hat. Ich besuche die Anstalt zuweilen und bewundere dann stets die Sauberkeit und Ord-[411]nung, welche in den zwei Stuben, in denen die dreizehn Kinder mit ihrer Pflegemutter wohnen, herrscht. Da liegt kein Spielzeug umher, da sieht man kein unreines Kleid oder unreine Hände.

Am Morgen, wenn die kleinen Kinder erwachen, müssen sie sich unter einander Hülfe leisten beim Ankleiden, die »Mama« kocht inzwischen das Frühstück. Eine Aufwartefrau kommt auf eine Stunde und reinigt die Zimmer. Während später ein junger Lehrer den Unterricht ertheilt und die älteren Kleinen singen und lesen läßt, besorgt die »Mama« das Mittagessen. Nach der eingenommenen Mahlzeit fliegt die Vögelschaar in's Freie. Ist das Wetter gut, so geht die Reise in den Thiergarten, droht Regen, so geht's nur auf den Opernplatz, in dessen Nähe Frau v. Bavier wohnt.

Einmal kam ich gerade zur Singstunde zurecht und mußte die kleinen Spiellieder mit anhören; auch »Heil Dir im Siegerkranz« sangen die feinen, lieblichen Stimmen und mehrstimmige Canons. Ein ander Mal kam ich des Abends. Die Kinder hatten etwas Husten; die »Mama« stand mit einer

Theekanne und dem Tassenkopf da, umgeben von der kleinen Gesellschaft; jedes der Kinder mußte eine Portion Brustthee trinken. Einer der älteren Knaben, etwa vier Jahre alt, hielt ein Tuch in der Hand und trocknete damit jedem Kinde, das getrunken hatte, den Mund. Dann entkleideten sich die Kleinen, theils allein, theils empfangen sie Hülfe von den älteren Gefährten, still und friedlich leisteten sie einander diese Dienste. Endlich trug die »Mama« jedes in sein Bettchen und nun stiegen dreizehn kleine Gebete zum Vater der Waisen auf. »Gute Nacht, liebe Mama!« riefen dann die Kleinen im Chor wohl zehn Mal und ihre Augen schlossen sich zum Schlaf.

Die glücklichen Kinder! Gott schenke ihnen eine Zukunft, ähnlich der Gegenwart. Wie sich aber auch ihre Zukunft gestalten möge, wir wollen mit ihrer treuen Pflegemutter hoffen, daß die schönen Eindrücke, welche sie jetzt empfangen, Einfluß auf ihr späteres Leben üben werden.

Der arme Knabe, welchen ich an jenem oben erwähnten Sonntage in der Nähe der bevorzugten Anstaltskinder sah, wäre unter den Händen der Frau v. Bavier vielleicht gerettet worden; im Vaterhause, ohne sorgsame Pflege, starb er nach wenigen Tagen. Hunderte von elenden, verwahrloseten Kleinen kommen Hülfe zu fordern, Frau v. Bavier muß sie zurückweisen, denn Kräfte und Geldmittel reichen nicht aus, sie Alle aufzunehmen. Die treue Pflegerin sucht Gehülfinnen, nicht Dienstmädchen, welche für [412] Lohn arbeiten, aber oft recht unzuverlässig sind; sie schaut nach Frauen aus, welche, alleinstehend wie sie, mit ihrer Liebe dienen und ihre Zeit zum Opfer bringen wollen.

OTTILIE WILDERMUTH

Die Lehrjahre der zwei Schwestern

1857; 1862

[9]

Z' lüzel und z' viel
Verderbt alles Spiel.
Altes Sprüchwort.

Im Vaterhaus.

In der Studirstube des Pfarrers zu Altenzimmern war eben Lehrstunde, seine zwei Töchterlein saßen in voller Arbeit mit Rechentafeln am eichenen Tisch. Der Pfarrer ging, wie es schien, in einiger Verzweiflung rasch auf und ab, und blieb endlich vor der ältern der Mädchen stehen, die ihre Tafel vor sich mit verwirrter Miene anblickte, während die andere eifrig und emsig fortrechnete. »Aber ich bitte Dich, Leonore«, begann er jetzt mit mühsam errungener Geduld, »verstehst du noch den Ansatz nicht? siehst du nicht ein, daß die zwei innern Glieder mit einander multipliziert werden müssen und mit dem äußern dividirt, um das Resultat zu finden?« »Sieh, so!« zeigte ihr Sophie, die jüngere, die eben triumphierend das Facit ihrer Rechnung aufschrieb. Leonore blickte auf die Tafel der Schwester ebenso konfus als auf ihre eigene, sie hatte keine andere Sehnsucht als aus der Lehrstube fort zu sein, während Sophie, etwas großthuerisch, sich ein neues schweres Exempel vom Papa erbat, den der Eifer der jüngeren Tochter nur um so mehr gegen die Hartlernigkeit der älteren aufbrachte. Er mußte zuletzt darauf verzichten, Leonoren heute noch die Regel-de-tri beizubringen, und ließ sie eine einfache Addition rechnen, die sie endlich herauswürgte.

[10] Nun ging's an's Diktirtschreiben: Sophiens Feder ging wie geflogen, und im Triumphe zeigte sie die korrekte Schrift dem Vater, der wirklich nicht Einen Fehler darin entdeckte;

Leonore seufzte beständig: »ich hab's noch nicht, wie schreibt man denn das?« und suchte, so weit es ihr möglich war, über der Schwester Achsel in ihre Schrift zu spähen, die in kindischem Neide sie mit beiden Armen deckte. Aengstlich übergab Leonore endlich ihr mühsames Gekritzeln dem Vater, schon gewöhnt an das Ach und Oh, mit dem er ihre Kunstwerke aufnahm. »Aber um Gotteswillen, wie greifst du's an, so zu schreiben? Wäld statt Welt, und Fader statt Vater! – kein ABC-Schütz würde solche Fehler machen, und bist zwölf Jahre alt!« Ein Strich um den andern kam mit der rothen Dinte, die Schrift sah wie ein wahres Blutbad aus, bis der Vater im höchsten Aerger das ganze Geschreibsel durchstrich und Leonoren vor die Füße warf.

Er faßte sich gewaltsam und begann die Geographiestunde mit den Mädchen, – Sophie wußte über Alles Bescheid, fand alle Städte, nach denen der Vater fragte, auf der Karte, und wußte fast von allen etwas Merkwürdiges zu erzählen; Leonore blickte mit derselben Angst auf die Landkarte, wie zuvor auf ihre Schiefertafel und ihre Diktirschrift, nannte Nürnberg als die Hauptstadt von Oestreich, versetzte den Kaukasus nach Spanien und wurde immer blöder und dummer, je ärgerlicher der Vater, und je triumphirender Sophie wurde. Da ertönte von unten die Stimme der Frau Pfarrerin: »Schick' mir doch eine von den Mädchen, sie sollte mir in der Küche helfen!« Plötzlich erheiterte sich Leonorens Gesicht, und ohne des Vaters Erlaubniß abzuwarten, war sie auf der Treppe, seelenfroh, der gehaßten Stube entrinnen zu können.

Zum Mittagessen kam Sophie erst mit dem Vater, als die Suppe schon auf dem Tische stand; sie hatte vergessen, [11] daß es an ihr gewesen wäre, den Tisch zu decken. Leonorens Armesündermiene hatte sich etwas aufgehellt, als sie Klößchen auftrug, die sie, nach der Mutter Zeugniß, selbst verfertigt hatte; auch der Vater konnte ihr, dem wohlgelungenen Gericht zu Liebe, den spanischen Kaukasus verzeihen. Er repetirte übrigens mit Sophie unter dem Essen französische Konjugationen, die Leonoren der Gipfel des Entsetzens

waren, und bemerkte nicht, wie diese der Mutter alle Handreichung bei Tische that, während Sophie, achtlos und gleichgültig darauf, sich bedienen ließ, statt zu dienen.

Es war Nachmittag, der Vater hatte sich in seine Studirstube zurückgezogen und die Mädchen sollten sich jetzt bei der Mutter mit Handarbeit beschäftigen. Nun aber wendete sich das Blatt, der Morgen war Sophiens Glanzzeit, am Nachmittag ging Leonorens Stern auf. Leonore, bereits vom Strickstrumpf zum Nähzeug vorgerückt, saß, gesetzt wie eine alte Person, der Mutter gegenüber, und stichelte emsig und zierlich darauf los. Sophiens Strickzeug sah leider noch so fatal aus, zeigte so viele gefallene und gespaltene Maschen, hatte meist eine solch' schmutziggraue Farbe, daß die Mutter ihr noch keine andere Arbeit gestatten wollte. Sie hatte sich mit ihrem Strickstrumpfe hinter die Mutter gesetzt, und sie wußte wohl warum; denn als einmal Leonore und die Mutter recht im Zuge waren, und sie nicht beachtetten, zog sie ein Büchlein aus der Tasche und hub an eifrigst darin zu lesen. Zwar behielt sie auch die Arbeit dabei in der Hand und suchte anfangs Beides zu vereinigen; bald aber war das Buch viel interessanter als der Strumpf, sie strickte achtlos über gefallene Maschen hinüber, und als es im Buche so gar schön kam, ließ sie zuletzt das Strickzeug ganz in den Schooß sinken.

»Strickst du auch, Sophie?« fragte endlich die Mutter, der das lange Schweigen verdächtig wurde.

[12] »Nein, sie liest«, sagte Leonore, die nach ihr hingesehen.

»Aber, Sophie, ich bitte dich«, rief die schwer geärgerte Mutter, indem sie ihr das Buch wegriß, »wie kannst du das thun? da sieh dein abscheuliches Strickzeug, das einem sechsjährigen Kinde Schande machen würde, und du willst noch lesen dazu? denkst du denn gar nicht, was aus dir werden soll, wenn du auch nicht einmal die allernöthigsten Arbeiten verstehst?«

Sophie mußte sich nun der Mutter gegenüber setzen, damit

diese sie im Auge hätte, und sie saß da mit trübseligem Gesicht und dachte, welche Langweilerei das sei, während Leonore mit immer heiterer Miene ihre wohlgelungenen Nähte und Säume der Mutter zeigte.

»Du bist recht garstig«, sagte Sophie zu Leonoren, als die Mutter aus dem Zimmer war, »was brauchtest du der Mutter zu sagen, daß ich lese?«

»So? meinst du, ich soll dir zu Allem helfen, und du hast mich heut' nicht einmal einsehen lassen beim Diktirtschreiben?«

»Wenn du«, begann Sophie, die eben an einer ganz schwierigen Stelle ihres Strumpfes zu sein schien, etwas zögernd, »mir geschwind die Nester da zurecht machen willst, so will ich dich morgen einsehen lassen, und will dir auch bei deiner Rechnungsaufgabe helfen.« So versöhnten sich die Schwestern und vereinigten sich zu gegenseitiger Hilfe; das wäre recht hübsch und gut gewesen, wenn sie einander geholfen hätten, ihre Fehler zu verbessern, statt sie zu verbergen, was nur den Schaden vergrößerte.

Der Tag mit seinen Mühen war vorüber. Die Mädchen hatten ihre Freistunde benützt, jede nach eigenem Gefallen, – Sophie hatte sich in die Laube des Hausgärtchens mit einem Buche gesetzt und Leonore spielte mit den Nachbar-mäd-[13]chen Frau Base: sie war die Hausfrau und schulte ihre Mädchen tüchtig herum, wobei sie wirklich schon ganz hübsche Kenntnisse in Hausgeschäften und Küchengarten verrieth.

Nach dem Abendessen waren die Mädchen zu Bette gegangen, und der Pfarrer und seine Frau saßen noch in ruhigem Gespräche beisammen. »Ich versichere dich, Luise«, fuhr er fort, »Sophie macht dir einen Aufsatz, so gut, daß man ihn drucken könnte, und sogar Verse hat sie schon gemacht, ich habe es neulich entdeckt; es ist wirklich eine Freude mit dem Mädchen.«

»Was helfen mich ihre Aufsätze, und ihre Verse, und ihr guter Kopf«, begann in etwas klagendem Tone die Frau Pfar-

rerin, »wenn sie so ungeschickte Hände dabei hat? ich will von der Küche noch nicht sagen, sie ist ja noch jung, obwohl Leonore schon voriges Jahr auf dem Schemel am Herde stand; aber einen ordentlichen Strumpf könnte man von einem eilfjährigen Mädchen doch erwarten, und ich versichere dich, sie kann keinen Tisch vernünftig decken, immer mit den Gedanken in den verwünschten Büchern! erst gestern deckte sie dir zwei Gabeln, mir zwei Messer und sich drei Löffel, und diesen Morgen warf sie ein Waschbecken, das sie ausleeren sollte, sammt dem Wasser zum Fenster hinaus.«

»Wird sich schon noch geben«, meinte der Pfarrer, »jetzt ist ja doch eigentlich die Zeit des Lernens für Kinder; da macht mir Leonore viel mehr Sorge mit ihrer grenzenlosen Unwissenheit, mit ihrem Mangel an aller Freude am Lernen, das ersetzt sich später viel, viel schwerer.«

»Nun«, sagte die Mutter beruhigt, »zur Gelehrten ist eben Leonore nicht bestimmt.«

»Handelt sich nicht um Gelehrsamkeit, aber sie weiß ja nicht das Nothdürftigste; wie nur zwei Schwestern so verschieden sein können!«

[14] »Weißt du«, sagte die Pfarrerin nachdenklich, »das kommt wohl neben der natürlichen Begabung auch von der verschiedenen Umgebung der Kinder in den ersten Lebensjahren. Leonore hat die Mutter ja zu sich genommen, wie ich, dem Tode nahe, in den Wochen lag mit Sophie. Den alten Großeltern, die einsam wohnten, war das Kind, das bald liebte, ihnen kleine Dienste zu thun und mit der Großmama im Hause herum zu trippeln, viel zu lieb, als daß sie's mit Ernst zum Lernen angehalten hätten, zu dem es nie besondere Lust zeigte; wenn die guten Eltern nicht gestorben wären, ich glaube, wir hätten das Mädchen nimmer bekommen, und sie hätte nicht buchstabiren gelernt. Die Sophie aber, das weißt du selbst am Besten, wie du, als ich so lange schwach und leidend blieb, das Kind Tage lang auf deine Stube nahmst und sie mit Büchern spielen ließest; da muß dem Mädchen der Lerngeist angefliegen sein.«

»Das wäre nicht übel«, sagte lächelnd der Pfarrer, »wenn das Talent mit dem Bücherstaub in den Menschen eindrange, da thäte man am besten, die Knaben, bei denen doch das Lernen unentbehrlich ist, alle in Bibliotheken aufzuziehen. Wir haben keinen Buben: drum laß mir die Freude, den Geist der Sophie auszubilden, an dem mancher Knabe froh sein dürfte. Das Stricken und Nähen wird sich schon noch finden; ein gescheidtes Mädchen erkennt später selbst, was da nöthig ist.«

»Gott geb's!« sagte die Mutter mit einem Seufzer; ihr schien Leonorens Unwissenheit viel weniger bedenklich, als Sophiens frühe Gelehrsamkeit.

ROSALIE KOCH

Blumen und Perlen

1857; 2. Aufl. 1869

[101]

Florprinzeßchen.

Ein Märchen.

Nun denkt Ihr wohl, das müsse ein Königskind gewesen sein; weit gefehlt – sie war nur eines armen Leimsieders Tochter.

Und hieß doch Florprinzeßchen? wie kam denn das? Nun, ich will es Euch erzählen.

In dem ärmlichsten Theile einer Vorstadt stand ein kleines Haus, das hatte zwar ringsum ein Stück Gartenland und dahinter den Fluß; aber es war kein Baum und kein Strauch, noch weniger eine Blume in diesem Garten zu finden; ja nicht ein Mal frisches, lustiges Gras wuchs darin, weil der Boden von schlechter, lehmiger Art und obenein ganz fest getreten war. Statt alles dessen konnte man, wenn es nicht

eben regnete, große, auf hölzerne Rahmen gespannte Netze sehen und darauf längliche Leimstücke, die zum Trocknen an die Luft gebracht wurden. Das sah nun weder so gut aus wie rothe Rosen oder wie weiße Lilien, noch wie blauer Rittersporn, und die Nachbarn meinten, es verbreite sich auch keineswegs ein Blumenduft aus dem Garten. In dem Häuschen wohnte nämlich ein armer Leimsieder, der eine Tochter hatte, die Johanne hieß; [102] aber sie war noch nicht volle zehn Jahre alt, da nannte sie Niemand anders als »Florprinzeßchen«, und das hatte sie sich nur durch ihre grenzenlose Eitelkeit zugezogen.

Habt Ihr ein Mal Etwas von den rothen Schuhen gehört, die einem jungen Mädchen so lieb, so über Alles lieb waren, daß sie dieselben am Begräbnißtage ihrer eignen Mutter, ja sogar am Tage ihrer Einsegnung trug und darüber Alles vergaß: ihr Bußgebet und die Ermahnungen des alten treuen Predigers, der es ihr so innig an's Herz legte, das Gelübde auch zu halten, das sie jetzt ihrem Herrn im Himmel that. [...]

[103] Nun, ähnlich wie dem Mädchen mit den rothen Schuhen ging es unserer Johanne mit einem Kleide von Seidenflor. Sie war noch ein kleines Ding, als sie es bei ihrem Vetter, dem Schneider, sah, dem es der Herr eines Wachsfingercabinettes gebracht hatte, weil eine Kleinigkeit daran schadhafte geworden war. Gewöhnlich war die Wachsfigur damit bekleidet, welche die Königin von Saba darstellte. Wie es nun so auf dem Werktsche da lag, und die Sonne darauf schien, glänzte es blau und grün und golden, kurz, so schön, wie die kleine Johanne noch Nichts gesehen hatte, und sie streckte beide Hände darnach aus. Aber der Vetter erlaubte ihr nicht, den kostbaren Stoff auch nur anzurühren, worüber sie bitterlich weinte und sich gar nicht beruhigen ließ. Als sie spät am Abend in ihrem Bettchen lag, und die Mutter zu ihr sagte: Nun faltet meine kleine Tochter die Hände und bittet den lieben Gott, daß er sie ein frommes Kind werden lasse«, rief sie, von Neuem in Thränen ausbrechend: »Ich will so ein schönes Florkleid haben, sonst weiter Nichts!«

Das einfältige kleine Mädchen versteht es noch nicht besser, dachte die Mutter und tröstete ihr Hannchen auf jede Weise; als aber Nichts helfen wollte, sagte sie in unbedachter Zärtlichkeit: »Nun, sei nur still, mein Liebling, wenn Du erst groß und verständig, auch recht fleißig und geschickt sein wirst, sollst Du auch ein solch Kleid haben.« Da erst hörte das Kind auf zu weinen und betete sein Abendgebet, wie die Mutter es wollte; aber ihre Gedanken und ihr Herz waren bei dem schillernden Florkleide. Von dieser Stunde an fragte sie – nicht, wie wohl sonst Kinder thun: »Mutter, wann bin ich denn groß und gehe in die Schule, oder lerne bei Dir nähen und helfe Dir in der Küche?« sondern: »Wann [104] bin ich denn groß genug, daß ich das schöne Florkleid bekomme?« An die Bedingung, daß sie zuvor auch verständig, fleißig und geschickt werden sollte, dachte sie nicht weiter, und als sie ein Mal recht krank war, und die Mutter bitterlich weinte, daß sie ihr liebes Kind wohl gar verlieren könnte, jammerte Hannchen: »Ach, wenn ich doch erst mein Florkleid bekommen hätte!«

[. . .]

»Solche Kleider tragen nur die Feen«, meinte ein Mal ein kleines Mädchen, dem Johanne zum hundertsten Male das schöne Florgewand beschrieb, und nun dachte das eitle Kind wieder: »Wenn ich doch auch eine Fee wäre!«

Weil Johanne immer und immer nur von dem Florkleide sprach und träumte, so gaben ihr die Kinder den Namen: »Florinchen oder Florprinzeßchen«, und bald wurde sie von Jedermann so genannt. – Als sie fünfzehn Jahre alt war, ging sie nicht mehr in die Schule, wo sie wenig gelernt hatte; sie sollte nun eingeseget werden. Jetzt ist's Zeit, dachte sie, daß ich mein Florkleid bekomme, und sie erinnerte die Mutter an ihr Versprechen. Da ward die Mutter sehr betrübt, denn sie hatte geglaubt, daß das Herz ihrer Tochter jetzt mit ganz andern Dingen beschäftigt sei, und mit ernster [105] Rede wollte sie nun wieder gut machen, was sie vor langer Zeit durch ihre unüberlegten Worte versehen hatte. Sie sagte es

dem thörichten Mädchen nun rund heraus, daß sie, eines armen Leimsieders Tochter, niemals solch' schöne Kleider tragen würde; auch zieme es sich für sie in dieser Zeit am besten, alle Gedanken der Eitelkeit aus der Seele zu bannen und in rechter Herzenseinfalt zu beten: »Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck und Ehrenkleid.«

Florinchen hörte dies Alles mit finstern Gesicht und großer Traurigkeit an, aber es war keine Trauer, wie sie dem lieben Gott wohl gefallen konnte. Mit gesenktem Kopf ging sie durch ihres Vaters Garten, in dem weder Gras noch Strauch wuchs; sie ging über den kleinen Steg, der über den Fluß gelegt war, der hinter dem Garten vorbei rauschte; sie ging in das Feld hinaus, das jenseits des Flusses lag und voll grüner Saaten stand. Und immer weiter – immer weiter. So kam sie endlich in den Wald. Am Rande desselben standen junge Birken, weiter hin dunkle Tannen, und zuletzt wurden die Bäume so dicht, daß Florprinzeßchen kaum hindurch konnte. Aber immer weiter – immer weiter! Zurück zu Vater und Mutter wäre sie am liebsten niemals wieder gegangen, weil die ihr doch nicht geben konnten, was von Jugend auf ihr Verlangen erfüllt hatte. »Ja, wenn es noch Feen gäbe!« seufzte sie, und kaum waren die Worte über ihre Lippen, da stand plötzlich eine hohe Gestalt vor ihr, ganz in Seidenflor gehüllt, der wie eine glänzende, goldgrüne und doch auch wieder dunkelblaue Wolke um sie her floß. Ja, das war noch viel schöner, als das Kleid der wächsernen Königin von Saba, an dem der Vetter seine Nadelfertigkeit geübt.

»Wer wagt es, in mein Gebiet einzudringen?« sagte die Fee, denn eine solche war es. »Wäre ich nicht heute in so überaus guter [106] Laune, weil der Geburtstag meiner einzigen Tochter ist, so würde ich Dich sogleich mit meinem Feenstab berühren und in eine Feldgrille oder Fledermaus verwandeln. So rathe ich Dir nun, Dich niemals wieder in mein Reich einzudrängen!«

»Ach!« rief Florprinzeßchen bittend: »Ach, wenn Ihr eine Fee seid, so gewährt mir doch eine einzige Bitte. Ihr seid ja so

mächtig und reich, daß Ihr Euch Alles verschaffen könnt, was Ihr wollt – so ist's Euch ja nur eine Kleinigkeit, was ich begehre. Schenkt mir Euer Gewand, und ich will Euch als die gütigste und beste der Feen preisen, so lange ich lebe.«

»Du forderst keck und unverständig zugleich«, antwortete die Fee. »Wollte ich Deine Bitte gewähren, so würdest Du es bald bitter zu beklagen haben; denn wenn Du mein Kleid trügest, so müßtest Du Dich auch den Bedingungen unterwerfen, welche daran geknüpft sind. Du dürftest niemals in einen Spiegel sehen, denn wenn Du Dich jemals selbst erblicktest, so wäre es um Dich geschehen. Dann bekäme der böseste Zauberer des Landes Macht über Dich, und er würde Dich sicherlich auf der Stelle in ein häßliches Thier verwandeln. Das bedenke!«

Aber Florprinzessen bedachte Nichts, als wie so gar wunderbar schön die Fee aussähe, und meinte: wenn sie ein solches Gewand hätte, so würden alle Mädchen des Landes vor Neid sterben. Sie bestürmte daher die Fee so lange mit Biten, bis diese endlich einwilligte, eine rosige Wolke herbei winkte, sich dahinein hüllte und dem eitlen Mädchen ihr Kleid zurückließ. Wer war nun glücklicher als Johanne!

[. . .]

[107] Vater und Mutter waren indeß in bitterer Sorge gewesen um ihr Kind und wollten es schon als todt beweinen, als Florprinzessen wieder frisch und munter vor ihnen stand und von innerer Glückseligkeit zu strahlen schien. Aber wie erstaunte sie, als die Mutter ihr sagte, daß sie volle acht Tage von Haus fort gewesen sei, und alle Nachbarn sie schon im Walde und am Fluß gesucht hätten. Die Kinder waren indeß vom Pfarrer in die Gemeinde der Christen aufgenommen worden, und Florprinzessen hatte sich selbst um den Segen dieser Feier gebracht, denn nun mußte sie noch ein volles Jahr warten. Indeß machte ihr das die wenigste Sorge. Sie zog die Mutter rasch mit sich in das Kämmerlein hinauf, wo ihr Bett stand, und rief mit jubelndem Tone: »Siehst Du, nun werde ich doch ein Florkleid tragen, schöner, als eine Prin-

zessin [108] es hat«, und damit breitete sie das Geschenk der Fee vor der Erstaunten aus.

»Wie in aller Welt kommst Du denn zu solcher Pracht und Herrlichkeit?« fragte die Mutter ganz bestürzt. »Verhüte Gott, daß Du auf bösen Wegen gehst! Wo bist Du denn so lange gewesen?«

Da erzählte die Tochter, was ihr im Walde begegnet war, und verschwieg auch nicht, welch eine harte Bedingung an das Florkleid geknüpft sei; – denn nun sie es besaß, erschien ihr diese wirklich sehr hart. Da warnte die Mutter, sie solle doch lieber das gefährliche Geschenk fortgeben oder verkaufen, wobei sie noch ein schönes Stück Geld bekommen würde; tragen könne sie es ja doch niemals, da es ja nicht zu ihrem Stande passe und zu dem armen kleinen Häuschen, darin ihre Eltern wohnten; die Leute würden nur über ihren thörichten Hochmuth lachen.

Ja, ja, sie warnte wohl, die gute Mutter, aber das war bei dem eitlen Mädchen zu wenig. Sie hätte strafen und das schillernde Gewebe auf der Stelle vernichten sollen, damit es ihrem Kinde nicht zum Fallstrick würde; aber sie war eine schwache Mutter, die ihrem Lieblinge nicht gern weh thun mochte; und weil sie unserer kleinen Florprinzessin nicht stracks durch den Sinn fahren wollte, so gab sie sich für's Erste damit zufrieden, daß die Tochter das Feenkleid schweigend in ihren Kasten schloß und ihr die Hand darauf gab, dort solle es einstweilen liegen bleiben. – Alle Tage sah Florprinzessen nun ihren Schatz an, und wenn sie am Abend allein in ihrem Schlafkämmerlein war, zog sie es wohl auch an, stellte sich in den schmalen Mondstrahl, der durch das kleine Kammerfensterlein herein fiel, und freute sich daran, wie es glänzte und schimmerte. Die Mutter, die so Etwas fürchtete, hatte in aller Stille jedes Stückchen Spiegelglas aus dem Hause fortgeschafft [109] und schloß auch eben so heimlich an jedem Abend die Kammerthür hinter dem Mädchen zu, damit sie nicht ein Mal herauskommen und sich vor fremden Leuten sehen lassen könne. Den harmlosen Spaß,

sich für sich selbst ein wenig zu putzen, dachte sie, kann ich ihr wohl lassen – dabei läuft sie ja keine Gefahr.

Ach! die Gefahr war näher, als die sorglose Mutter meinte. Florprinzeßchen wurde es gar bald müde, ihr Prachtkleid nur im engen dunklen Kämmerlein anzuziehen.

[...]

»Der Vater schaut nur in seinen Kessel, wenn er Leim siedet, und die Mutter nickt am Mittag, wo sie von der Arbeit müde ist, manchmal am Spinnrade ein. Das will ich mir zu Nutz' machen und am hellen lichten Tage ein paar Mal im Garten auf und nieder gehen; es kennt mich sicher Niemand in dem prächtigen Kleide!«

Gesagt, gethan. Ein Mal, da die Mutter eben wieder ihr kurzes Nachmittagsschläfchen machte, und der Vater aus allerhand Lederabgängen Leim sud, warf Florprinzeßchen geschwind das Feengewand über und ging hinaus in den Garten, in dem kein Gras und kein Strauch war, wo aber die Netze mit dem Leim eben auch [110] nicht an der Luft lagen. Zwar ging Niemand, der sie gesehen und bewundert hätte, vorüber, aber die Vögel, die über den Garten hinfliegen, sangen und zwitscherten alle: »Schön, o wie schön!« wenigstens glaubte Florprinzeßchen das zu verstehen, und als ein Goldlaufkäfer auf dem festgetretenen Leimboden vor ihr hinlief, lachte sie vergnügt: »Der schämt sich seines grüngoldenen Kleides neben dem meinen!«

»Juchhe!« rief plötzlich eine helle Stimme ganz in der Höhe. Es war ein kleiner rußiger Schornsteinfegerjunge, der auf dem Rande einer Feueresse saß und seinen Besen wie eine Fahne schwang. Er meinte zwar damit den goldenen Sonnenschein und die frische Luft, die ihm da oben um die Nase wehte; aber Florprinzeßchen dachte, das könne nur ihr allein gelten, und sie brannte vor Verlangen, auch ein Mal mit eigenen Augen zu sehen, wie schön sie sei.

[...]

[111] »So schön bin ich also!« rief sie triumphierend – »und sollte mich niemals selbst zu sehen bekommen? Das wäre

doch zu schade! Aber es braucht ja nicht gerade ein Spiegel zu sein, in dem ich mich begucke, das Wasser da drüben thut's auch, daran hat die schöne Fee wohl gar nicht gedacht. Glaub's überhaupt nicht, daß es mir Etwas schaden kann; sie wollte mir's nur nicht gönnen, daß ich die Freude hätte, zu sehen, wie ich am Ende gar schöner bin, als sie selbst. Wie thöricht bin ich gewesen, daß ich so lange gewartet habe!« Und mit raschen Schritten ging sie zu dem Flusse hin, der breit und klar hinter dem Garten hinlief.

Aber da rief drinnen im Hause die Mutter wieder so laut, so ängstlich nach ihr, daß sie – nur noch wenige Schritte vom Wasser entfernt – wieder umkehren mußte, denn es war doch noch ein kleiner Rest von Gehorsam in ihr. Hinter der Thür warf sie das schöne Kleid ab und versteckte es hinter der Wassertonne, bis sie die Mutter wieder beruhigt hätte. Trotzig trat sie vor sie hin und sagte: »Was rufst Du mich denn schon wieder? ich bin ja hier!«

Die Mutter rieb sich die Augen. »Hab' ich gerufen?« fragte sie, noch halb im Schlaf. »Ja, es mag wohl sein, aber mir träumte auch so sonderbar. Du fielst in's Wasser, und da – ja da – rief ich –«

Unter diesen Worten schlief sie schon wieder ein, hielt aber die Tochter am Rocke fest, wohl ohne es selbst recht zu wissen.

»Ja, halte Du nur!« lachte das Florprinzeßchen, schlüpfte behutsam und leise aus dem Rocke hinaus und schlich sich hin, wo das Kleid lag. Eins, zwei, drei, hatte sie es übergeworfen und lief nun unaufhaltsam an das Wasser.

[112] »O, wie schön!« sangen die Vögel. »Juchhe!« sang der kleine Schornsteinfeger. – »Kuckuk, Kuckuk!« klang es neugierig vom Walde herüber. »Ja, ich will mich schon selbst angucken«, rief Florprinzeßchen und ging rasch vorwärts. Am Flusse stand eine alte, halb vermorschte Weide, deren Holz in dunkler Nacht ganz wunderbar leuchtete, so daß sich Florprinzeßchen früher oft davor gefürchtet hatte. Auf diesem Weidenbaume saß groß und breit eine häßliche alte Eule und sträubte das Gefieder. Anfänglich erschrak Flor-



prinzeßchen vor ihr; aber ihr nächster Gedanke war: wie schade, daß der Vogel bei Tage blind ist! der sieht nun Nichts von meinem prächtigen Feenkleide.

Jetzt stand das Mädchen am Ufer; sie bog sich über das Wasser – »o, wie schön!« riefen die Vögel; »Juchhe!« jauchzte der rußige kleine Schornsteinfeger.

Einen Augenblick lang staunte Florprinzeßchen ihre eigene Schönheit an, aber nur einen Augenblick; – da schlugen die großen schwarzen Flügel der häßlichen Eule um ihren Kopf. Sie schwankte, griff mit den Händen in die Luft, um sich zu erhalten, und stürzte dann, mit dem Kopfe zuerst, in das Wasser.

»Mein Kind, wo ist mein Kind?« hörte man jetzt die Mutter im Hause rufen, und bald darauf stürzte sie mit angsthaft gerungenen Händen aus der Thür. »Mein Kind, mein liebes Kind! wer hilft mir mein Kind retten?«

Aber Nichts war von Florprinzeßchen zu hören und zu sehen. Nur ein kleines, leicht geflügeltes Insekt, in den prächtigsten blauen und goldgrünen Farben schillernd, mit Flügeln vom feinsten Seidenflor, schwebte zitternd über dem Wasser hin und her. Das war die arme kleine Florprinzessin; denn die häßliche, alte Eule, der mächtigste Zauberer des Landes, hatte sie zur Strafe für ihre maßlose Eitelkeit in eine Libelle oder Wasserjungfer verwandelt.

[113] Indeß auch die allzu schwache Mutter entging der Strafe nicht, weil sie nur gewarnt, nicht auch zur rechten Zeit gestraft hatte. Nun mußte sie ihr ganzes Leben hindurch warnen. Als *Bachstelze* lief sie ruhelos am Wasser hin und her, wippte ängstlich mit dem Schwanze auf und nieder, als ob sie ein Signal aufstecken wolle, damit ein Jeder aufmerke, daß Wasser in der Nähe sei, und keine Mutter ihre Kleinen von der Hand lasse.

Das ist das Ende von Florprinzeßchens Geschichte. Und wenn Ihr draußen die grüngoldenen Libellen seht, mit den metallisch glänzenden Florflügeln, so denkt daran, Ihr Goldkinder, was ich Euch von dem armen kleinen Dinge erzählt habe, und spiegelt Euch daran.

Felicia.

Fragmente aus dem Leben eines jungen Mädchens.

Für die reifere weibliche Jugend

von

A. Stein.

Zweiter Theil.

Mit 8 colorirten Bildern vom Prof. Rosemann.

Berlin.

Winkelmann und Söhne.



Die Brautschmückung

A. STEIN

Felicia. Zweiter Theil

1862

[1] *Felicia an ihre Großmutter.*

31. December.

Meine liebste Großmama, noch einen Gruß von Deiner Felicia am letzten Tage des Jahres. Nimmer habe ich Dich so entbehrt als eben in diesen Tagen, und doch vielleicht ist es gut, daß ich Alles, still überlegend, mit mir selber abgemacht habe. Wie überraschend kann ein unerwartetes Geschick über einen Menschen kommen, und wie wunderbar besteht er oft in solcher Prüfung. O liebe Großmama, ich glaube, es ist nicht gut, so plötzlich, so unvorbereitet vor einer Entscheidung zu stehen, welche viel Glück und viel Leid bringen kann. Ich war so ahnungslos, hatte nichts beachtet, nichts für möglich gehalten, und stand plötzlich an einem Wendepunkte meines Lebens, und sollte über fremdes und eigenes Glück bestimmen. Erschüttert, betäubt, halb überredet, halb überzeugt, daß einwilligen der rechte Weg zum Glück sei, beschloß ich, ohne jugendliche Zuneigung, aber mit Deinem [2] Segen, Reischecks Frau werden zu wollen. Hättest Du das früher für möglich gehalten? – ich nicht. –

Du weißt, daß dieser Antrag nicht der erste ist, der mir ward, und daß mir früher, dem Aeüßerlichen nach, mehr geboten ward; Du weißt, daß ich nicht heirathe, um zu heirathen, o nein, das gewiß nicht. Die Erinnerung an Elgen hat mich wohl auch bestimmt, ich kann doch nicht hier gefallen und dort gefallen, und Erwidern dabei empfinden, das geht doch nicht. Besser ist es, sich der Leitung und dem Herzen eines ernstesten und sehr guten Mannes für das ganze Leben anvertrauen und zu thun, was man vermag, ihn zu beglücken. Das

ist eine ehrenhafte Aufgabe, und ich weiß jetzt, daß ich Gott zu danken habe, daß sie mir ward.

Wie wunderbar seltsam ist aber Alles in diesem Verhältniß; ein Antrag in zwei Worten, eine Abreise, um die ich nicht wußte, und »Bis auf Wiedersehen« der ganze Abschied. Wo ist er? Wohin? Nach Württemberg, heißt es, zu seinen Verwandten. Das ist freilich ein Königreich, aber es läßt sich durchfliegen und durchforschen, wenn man weiß, wo man zu suchen hat. Das weiß ich nicht, und das finde ich eigentlich empörend. Mit dem ersten Worte, welches er mir sagte, bekam ich ein Recht auf ihn, er durfte so nicht gehen. »Bis auf Wiedersehen.« Großmama, wenn ich daran denke, kann ich in Zorn gerathen, denn ich weiß es jetzt ganz entschieden, er hätte mir schreiben *müssen* vor [3] seiner Abreise. Felicia ist leicht aufzufinden, die ist in Herrmansthal, aber wo ist Herr Reischeck? –

Dir will ich ihn doch beschreiben, damit Du ihn erkennst, wenn er zu Dir kommt. Groß, dunkel, mit ernstesten, aber wohlthuenden Augen, mit einem Munde, der in Freundlichkeit sehr angenehm ist. Wenn er den Hut und das schlanke Bambusrohr ablegt, von dem er unzertrennlich ist, wird ein Gefühl von Gemüthlichkeit über Dich kommen. Diese Wahrnehmung hat viel zu meiner Entscheidung beigetragen; o, es ist schön, wenn ein Mensch uns Frieden und Ruhe bringt, da gilt kein Schein; um das zu können, muß Beides in ihm sein.

Wie man wieder und wieder in den allerdicksten Nebel hinschaut, den gleichwohl kein Blick zu durchdringen vermag, so, Du geliebte Großmama, sehe ich auf die verflochtenen Festtage zurück, und suche mich und finde mich nicht. Bin ich es, die zu Anfang gar nicht mit Schmerz daran dachte, daß ich Herrmansthal, daß ich alle die lieben Menschen verlassen werde, denen ich doch Etwas sein konnte, die zu mir kamen in Freude und Noth, denen ich ab und zu helfen, zuweilen auch Rath ertheilen konnte – bin ich es? und war das Gleichgültigkeit, Egoismus oder Lähmung aller Geistes-

kräfte? Ach, aber durch solche Interimszustände ist nichts gewonnen; das Rechte und Wahre bricht sich immer Bahn; jetzt bin ich traurig durch das Gedenken an den vielleicht nahen Abschied; traurig, daß ich mich nicht mehr werde [4] dankbar beweisen können für alle Liebe, die mir geworden ist. Wäre man jeden Tag dankbar, so sehr als man dies zu sein vermag, dann wäre die Schuld mehr abgetragen, so weit das möglich ist, und stände nicht mehr mit großen Ziffern im Buche des Lebens. Unwillkürlich gedenke ich der Worte des alten ritterlichen Dichters:

Eines froh umfassen,
Heißt auch zugleich,
Das Andere trüb' verlassen.

[...]

[7]

Den 1. Januar

[...]

[16] So weit hatte ich geschrieben, während Tante Lule schlief, da ward plötzlich Herr Reischeck gemeldet. Jetzt ist es gegen elf Uhr, und ich schreibe lieber nicht, meine Großmama, aber ich muß. Als sein Name genannt wurde, durchzuckte es mich, und ich mußte mich einen Augenblick auf den Tisch stützen. Ich ging einige Schritte vor und wollte Herrn Reischeck die Hand entgegenstrecken, was ich so natürlich fand, aber etwas Kaltes, Ablehnendes in seinem Blick, hieß mir sie wieder zurück ziehen. Ich bat ihn, sich zu setzen, und er that dies in der Weise, daß ein Platz zwischen uns frei blieb. Mich bestrebend, heiter und freundlich zu sein, sagte ich: »Gewiß bringen Sie mir einen Gruß von meiner Großmama.« »Nein, Fräulein Licie, zu einer solchen Einkehr hatte ich nicht die allergeringste Berechtigung.« Innerlich seufzend und eine Quälerei voraussehend, erwiderte ich freundlich, daß ich mich sehr nach recht ausführlichen Nachrichten geseht und darauf gehofft habe.

»Wenn dieser Wunsch so lebhaft ist, sollten Sie eine [17] so

kleine Reise nicht scheuen, und sich durch den Augenschein von Allem überzeugen.«

Ich schwieg innerlich verletzt, und traf die ersten Vorbereitungen für den Kaffee. Diese Hinweisung darauf, daß wir nicht lange mehr allein bleiben würden, schien Herr Reischeck aus tiefem Sinnen zu erwecken. »Fräulein Licie, ich habe Sie sehr um Verzeihung dafür zu bitten, daß ich mich am Christabend zum Aussprechen eines Wunsches verleiten ließ, zu welchem nichts mich berechnigte. Nie haben Sie ein freundlicheres Wort, einen freundlicheren Blick für mich gehabt, als Sie beides für alle Menschen haben. Meine Vermessenheit war um so größer, als ich keine fünf und zwanzig Jahre zähle, (diese Hindeutung auf Herrn Elgen ging nicht verloren), ich bin zehn Jahre älter, und habe in der Weise gar keine Entschuldigung. Meine ganze Lebensstellung liegt noch zu unklar vor mir, kaum weiß ich, ob ich so viel Annehmlichkeit zu bieten haben werde, als wohl jeder Mann seiner Frau verschaffen möchte, wenn das in seinen Kräften stände. Gewiß darf ich annehmen, (und bei den folgenden Worten traf sein Auge mich fest und scharf forschend), daß mein Antrag eine Sache zwischen Ihnen und mir geblieben ist, und für den Fall darf ich Sie bitten, ihn als nicht geschehen zu betrachten.«

Großmama, war das nicht fast zu viel? Das Herz schlug mir so, daß mir im ersten Augenblick der Athem fehlte, [18] dann sagte ich sanft: »Sie haben gefragt, aber meine Antwort nicht abgewartet.«

»O, die Antwort ist mir geworden; ich erhielt sie durch das Erschrecken, welches Sie bei meinem Antrage fast zu Boden warf; erhielt sie, als beim Abschiede kein milder Blick, kein Lächeln mir Muth auf den Weg gab. – Sie verdienen glücklicher zu werden, als man dies werden kann, wenn man seine Hand, und mit derselben nicht auch sein Herz zu geben vermag.«

Diese letzten Worte bewegten mich tief. »Ich war sehr ernst und erschüttert, aber unfreundlich habe ich nicht sein wollen.

Meine Gedanken sind Ihnen mit Theilnahme gefolgt, aber Alles kam überstürzend über mich, auch der Abschied, auch die Reise, von der ich keine Ahnung hatte. Schonend bin ich nicht behandelt.«

»O, ich hätte eher sterben, als Sie betrüben wollen, aber ich täusche mich nicht, und weiß woran ich bin, und werde es tragen.«

Das *werde*, ward stark betont, und in dem Augenblick trat Tante Lule mit dem Kuchenteller ein, der ihrer Hand, bei Herrn Reischecks Anblick, fast entglitten wäre. [. . .]

[19] O, Großmama, wie geschieht doch so gar häufig im Leben, was man nicht wünscht. Dies Zusammentreffen konnte kein glückliches sein. Tante Lule kam jetzt wieder in [20] ihr Fahrwasser und that unzählige Fragen, ob Herr Reischeck den Freund auf seinem Gute besucht, ob dies groß, schön gelegen, einträglich, und ich weiß nicht mehr, was Alles sei, endlich aber, ob der Besitzer recht guter Dinge sei? – »So außerordentlich fröhlich pflegt man selten zu sein, nachdem man sich kürzlich von dem Glücke seines Lebens getrennt.« Tante Lule machte große Augen, und Herr Reischeck setzte rasch und mildernd hinzu, der Abstand sei zu groß, Elgen habe sich hier in dem belebten Kreise sehr glücklich gefühlt, und befände sich jetzt auf seinem Gute ganz einsam und allein.

Neue Aufregung für Tante Lule; Elgen geschähe ganz recht, weshalb lebe er allein, weshalb heirathe er nicht, aber da sei nie Eine für ein so großes Glück gut genug, und das Ende vom Liede sei: ein fataler, alter Hagestolz.

Reischeck lachte, meinend, mit fünfundzwanzig Jahren sei bis zum unleidlichen alten Hagestolz noch ein weiter Schritt. Uebrigens heirathe es sich nicht so leicht, weil es sich dabei um das Glück des ganzen Lebens handle, und vor Allem darum, ob ein rechter Tausch statt fände, und man Herz um Herz bekäme.

Großmama, wie weh, o, wie weh, that mir diese ganze Unterredung, und wie fühlte ich mich schmerzlich getroffen,

wo ich mich am unverletzlichsten gehalten. Herabgewürdigt erschien ich mir, ich hatte ein lebhaftes Interesse für Elgen gehabt, hatte Thränen um ihn vergossen, war mit Kampf standhaft geblieben, und – dachte nach so kurzer Zeit daran, [21] einen Anderen heirathen zu wollen. – Das ist Alles wahr, wenn auch grau in grau gemalt; ich hätte Reischeck meine Hand zusagen können, denn mein Herz, voll Achtung für ihn, würde ihm bald ganz angehört haben, wie so die Zuneigung einer guten Frau stets im Zunehmen begriffen ist. Seine Auffassung und die meinige dazu, zogen eine eherne Schranke zwischen uns; jetzt waren wir ganz getrennt, und ich fühlte mich gedemüthigt und in meinem weiblichen Ansehen gekränkt. Reischeck stand auf, um sich zu verabschieden; Tante Lule gab ihm wohlwollend ihre zitternde Hand. Als er mir näher trat, regte sich der ganze, ich möchte sagen, edle Stolz eines Mädchens in mir; ich gab ihm die Hand und sagte fest, ihn offen ansehend: »Leben Sie wohl.« Eine heftige Bewegung glitt über seine Züge, aber er wendete sich rasch ab und ging.

[. . .]

[24] Als ich mich später in meinem Zimmer befand, trat Cora zu mir ein; das war Wohlthat, denn ich fühlte es, auf die Kraft, die süße Innigkeit und die gesunde Vernunft dieses jungen Kindes würde ich mich stützen können. Ihr theilte ich Alles mit; sie hörte still zu ohne Unterbrechung, was so wohlthuend war. Nachdem ich geendet, schwieg sie eine Weile und sagte dann: »Wir kommen nicht so leicht durch's Leben, meine Licie, und müssen überall Lehrgeld geben, und ich denke mir, Du hast zu Deinem wahren Glück durch diese Traufe müssen. Hättest Du in diesem Augenblick Deine Hand zugesagt, wäre doch viel Vorbehalt geblieben. Du hättest durch das ungleiche Verhältniß der Neigung in Deinem Sinn über ihn gestanden und das, denke ich, hast Du nicht gesollt. Vielleicht kommt noch einmal eine Zeit, wo Du ihm gleich stehst, und das wird wohl die rechte sein für Dich und ihn, wenn diese Verbindung noch jemals zu Stande kommt.

Billigen kann ich Reischeck's Verhalten nicht ganz, aber ich kann es eben so wenig mißbilligen. Er leidet mehr als Du, das ist wenigstens zuverlässig, denn er liebt Dich, während er Dir gleichgültig ist.« »Nein, Cora, gleichgültig ist er mir nicht; über gleichgültige Menschen denkt man nicht nach, und über Reischeck habe ich oftmals nachgedacht, über seinen festen, ernsten Charakter, der doch mit glücklicher Heiterkeit gemischt ist, über die Gemüthlichkeit, welche er bringen kann, über sein Benehmen, welches überall hinpaßt. Beachtet habe ich das Alles mit [25] Anerkennung, aber ohne den geringsten Rückblick auf mich. Ich werde doch nicht wie ein Kind die Hände überall hin ausstrecken, wo ich Schönes und Gutes sehe. Andere müssen es mir sehr nahe legen, bevor es mir in den Sinn kommt, in Beziehung auf sie an mich zu denken. Vielleicht auch war ich zu sehr abgezogen, das kann sein, und – keine Schwäche ohne Lehrgeld, wenigstens für uns Mädchen nicht. Reischeck's Schmerz liegt mir schwer auf der Seele; ach Gott, habe ich ihn denn verschuldet? Jetzt kann ich nichts thun, als mich ganz ruhig verhalten und uns als getrennt betrachten. Ich muß meinen Weg gehen, als ob er ein so entscheidendes Wort niemals gesprochen habe, als ob ich zu ihm stände wie ehemals, das ist eine schwere Aufgabe, aber wenn ich sehe, daß er sich tröstet, daß er mich vergessen kann, wird sie leichter werden. Seine Betrübniß macht mich so unbeschreiblich traurig; er wollte fest und kalt sein, aber er litt, und das ist mir nachträglich erst klarer geworden, denn während seiner Anwesenheit war ich abwechselnd überrascht und verletzt, und dachte eben so wenig an mich als an ihn. Jetzt denke ich *nur* an ihn und bin traurig.« Cora umarmte mich: »Ich bin traurig über Dich, meine Licie, über welche dies Alles so unerwartet gekommen ist, aber eben, weil so unerwartet, sicherlich zu Deinem Heil, in welcher Weise das auch sein mag. Wir müssen wieder frisch in's Leben hinein, und ich will Dir helfen, wo ich vermag. Den Kopf darfst Du nicht länger hängen lassen, Du mußt [26] gesund sein an Leib und Seele und hast Dir, Reisch-

eck gegenüber, nichts vorzuwerfen. Widerlegen konntest Du seine Einwürfe nicht, denn wo war *die* Neigung, welche er wollte? Du mußtest schweigen; o wie oft müssen Mädchen das gewiß mit tausend Schmerzen. Sie sehen, daß Einer an ihnen zweifelt, sich um sie grämt und dürfen nicht sagen: O, gräme Dich nicht, ich habe Dich ja lieb. Männer dürfen das, und weil wir es nicht *dürfen*, muß es wohl so am Besten sein. Wir würden uns wohl auch manchmal irren und einen äußerlich dargelegten Kummer für einen echten und rechten halten. Wir leiden wohl durch die Sitte, aber sie stützt und schützt uns auch.«

Wer mit lebensfrischen, guten Menschen verkehrt, der kommt immer wieder auf den grünen Zweig des Lebens, das heißt, auf den rechten Weg. Nach der langen Unterredung mit Cora fiel ein düsterer Gedanke nach dem andern von meiner Seele ab; tief betrübt es mich, daß ich ohne meine Schuld augenblicklich den Lebensweg eines sehr guten Mannes störend durchkreuzt habe, aber ich darf mich dadurch nicht davon abbringen lassen, treu im Kleinen wie im Großen zu sein. Bei meiner Stellung hier im Hause muß mein Geschick so lange Nebensache bleiben, als ich hier zu wirken befähigt bin. Manches Auge, manches Ohr, manche Hand sind zu mir hingerichtet, ich kann hier wirken, beruhigen, helfen in mancher Weise, und um das ferner zu können, muß ich heitere Ruhe wieder zu erlangen streben.

CLARA CRON

Magdalenen's Briefe

1863

[Lehrerin und Erzieherin]

[1] Rüdingshausen, den 6. Januar.

Die Sonne dieses Tages soll nicht abermals untergehen, theure Agathe, ohne wenigstens den Anfang meines ersten Briefes von hier aus an dich zu beleuchten! das habe ich mir heut früh gelobt und du weißt wohl, ich würde nicht schlafen können in nächster Nacht, wenn so ein Selbstgelöbniß unerfüllt bliebe! Ist doch heut schon der fünfte Tag meines Hierseins, und noch habe ich nicht Zeit gewinnen können, dir, du Liebe, sowie deinen verehrten Angehörigen zu danken für alle Güte, die Ihr mir in den schönen Tagen meines Besuchs in deinem väterlichen Hause erwiesen habt! –

Wirklich, Agathe, wenn *ein* Uebergang gefunden werden sollte von dem Abschied aus dem gewohnten Leben, aus den Armen der Meinigen in die neue fremde Welt, in die ich eingetreten bin, – er konnte nicht schöner, befriedigender gedacht werden, als ihn deine Freundschaft mir geboten, das Zusammensein mit dir und mit den ausgezeichneten Personen, denen du angehörst. –

[2] Noch tönt mir der einfache Liebeswunsch im Herzen nach, mit dem mich deine Großmutter entließ; welch' eine herrliche, alte Frau ist sie doch und wie werde ich mich bemühen, ihre gute Meinung von mir zu rechtfertigen, die Versicherungen der Theilnahme und Neigung zu verdienen, welche mir alle die Deinigen auf meinen ernstesten Lebensweg mitgegeben haben! – Und Herrn v. Barnstedt, deinem liebenswürdigen Bräutigam, bin ich nicht am wenigsten dankbar, daß er bei seinem unbestreitbaren Recht an dein Lieben, Thun und Denken, doch mir das meinige so bereitwillig las-

sen will, das schöne Recht unserer aus den Kinderjahren mit herübergenommenen Freundschaft, unseres gegenseitigen, unbeschränkten Vertrauens.

Ich gestand ihm, als wir einmal allein mit einander sprachen, daß ich einige Furcht gehegt hätte, er möchte dich, deine Liebe und Theilnahme ausschließlich für sich in Anspruch nehmen und mich aus deinem Herzen verdrängen, aber wie beruhigt und geehrt fühlte ich mich, als er mir antwortete: »Das würde wohl nicht möglich sein, aber ich würde es auch nicht wollen. Ich könnte meinerseits eifersüchtig auf Sie sein, wenn ich nicht hoffte, in Ihren engsten Bund mit aufgenommen zu werden, wenn ich nicht wüßte, daß ein Mann seine Liebe am sichersten dem Mädchenherzen anvertrauen kann, das sich in der Freundschaft bewährt. Meine Agathe gefiel mir gleich, als ich sie zum ersten Mal sah durch ihre schöne Erscheinung und ihr kindliches Wesen, – aber eigentlich interessirt wurde mein Herz erst für sie, als mir Marie von der Wärme und Treue erzählte, mit der sie an Ihnen, an den Gelöbnissen ihrer Freund-[3]schaft festhielt, ungeachtet der Entfernung, der vielen neuen Eindrücke und Bekanntschaften; als sie mir einmal mit selbstvergessenem Eifer eine begeisterte Schilderung von Ihnen und Ihrem Verhältniß zu einander gab, in der sie unbewußt auf's Schärfste den Unterschied hervorhob, der zwischen ächter Freundschaft besteht und jenen oft so leicht geschlossenen Bündnissen junger Damen, wo die Betheiligten zärtliche Worte, Küsse und Händedruck für einander haben, im Herzen aber Neid, Mißgunst, oder doch wenigstens Gleichgültigkeit. Zwischen Ihnen und Agathe herrscht *Wahrheit*, und das ist die beste Grundlage für Freundschaft und Liebe!«

Du wirst mir doch nicht böse sein, meine Agathe, daß ich dir seine Rede so wörtlich wiederholt habe? – Ich höre dich im Geist herzlich lachen über diese Vermuthung, ich sehe dein liebes, glückliches Gesicht von mir zu deinem Verlobten gewendet mit der stummen Frage, ob du etwas zu oft hören könntest, was Er gesagt? Welch' ein anmuthiges Bild habe

ich von Euch Beiden in der Seele und wie muß ich immer wieder denken, was ich stets gedacht, daß du geboren bist zu einem heitern Wege auf der Sonnenseite des Lebens! Wenn ich im Schatten gehe, wenn trübe Stunden für mich kommen, dann schaue ich hinüber in dein helles Dasein, und freue mich gleich, daß es dir so gut geht und daß du mich doch so lieb hast! Die Schicksale können nicht gleich sein! Die ewige Liebe gab von jeher alles Gute für Alle, aber die menschlichen Verhältnisse, so ungleich und oft so traurig, die rühren ja nur von den Menschen selbst her! Ich sage das noch in Bezug auf unser Gespräch am Vorabend meiner Abreise, wo [4] du so beklommen für mich warest. Beruhige dein treues Herz über mein Ergehen, beste Agathe; ich weiß, du bist begierig, davon zu hören, du willst auf's Genaueste meinen Empfang in der fremden Familie und diese selbst beschrieben haben; du verlangtest ausdrücklich, ich sollte dir nichts verschweigen künftig, was mich etwa betrüben könne, du habest ein Recht auch auf jeden Kummer! Meine gute Agathe, ich verstehe deine Freundschaft wohl! Du denkst, daß ich nicht leicht irgend etwas Betrübendes an die Meinigen schreiben werde, nachdem ich dir erzählt, wie es ihnen ohnehin traurig geht und da willst du mir im Voraus auch eine irdische Stelle sichern, wo ich Bekümmernisse niederlegen kann! Ich werde es nicht vergessen, ich werde dir Alles getreulich berichten und du wirst vielleicht manche Klage, manche Thorheit zu hören bekommen. Für jetzt muß ich abrechnen; die freie Stunde an Nachmittag gewann ich nur, weil das schlechte Wetter meinen regelmäßigen Spaziergang mit den Kindern verbot; sie ist vorüber und heut Abend erst, wenn die Andern zur Ruhe sind, werde ich weiter mit dir plaudern.

[...]

[10] Der Wagen hielt. Ein Diener in Livree half mir aussteigen, eilte dann vor mir eine Freitreppe hinauf durch eine weite Hausflur in ein Vorzimmer, öffnete die Thür eines

andern Zimmers und ließ mich eintreten. – Ich habe stets ein Gefühl des Wohlbehagens, wenn ich in reich und geschmackvoll ausgestattete Zimmer trete; es weht mich etwas darin an, das ich die Poesie des Luxus nennen möchte, mein Auge grüßt alles Schöne, das ihm begegnet, die Harmonie der Formen und der Farben, während die reine, duftige Atmosphäre, der weiche, warme Fußboden dem Gefühl schmeichelt.

Das Alles empfand ich auch, als ich das Zimmer der Baronin Tracht betrat. Die Dame saß auf dem Sopha und las; sie erhob sich, indem sie mich sah und wie fragend meinen Namen nannte; ich bejahete durch eine Verbeugung, während sie schon ausrief: »Mein Gott, Sie sind ja viel zu jung, was hat denn die gute Frau v. Ridberg gedacht!«

Ein sehr herzlicher Empfang, liebe Agathe, hätte mich vielleicht in diesem Augenblick innerlicher Spannung zu sehr gerührt, ein sehr feierlicher mich ängstlich gemacht, aber da mir als Willkommen ein Mangel vor-[11]geworfen wurde, an dem ich wenig schuld bin, so brachte dies die entgegengesetzte Wirkung hervor: ich verlor alle Befangenheit und sagte nur: »Es thut mir sehr leid, gnädige Frau, daß Frau v. Ridberg Ihnen mein Alter nicht angegeben hat!«

»Ja wohl, das ist höchst fatal!« entgegnete sie verdrießlich, »ich hatte mir eine ganz andere Vorstellung von der Erzieherin meiner Kinder gemacht. Meine älteste Tochter ist ein überaus schwer zu behandelnder Charakter und bedarf vor allen Dingen Unterweisung im guten Ton und richtigen Benehmen in Gesellschaft, wie sollen Sie ihr diese geben können, da Sie so jung sind! Wie konnten Sie aber nur diese Stellung annehmen?«

Ich fühlte, daß ich vor Empfindlichkeit erröthete. »Ich habe mich nicht darum beworben, Frau Baronin«, sagte ich sehr langsam, weil ich meine innere Aufregung bemeistern wollte, »Frau v. Ridberg versicherte mir, es sei Ihr dringender Wunsch, nachdem sie Ihnen alle Nachrichten über mich gegeben, mich als Lehrerin für Ihre jüngern Töchter, als

Gesellschafterin, so weit es die Zeit gestatten würde, für Ihre älteste Tochter zu engagiren; ich stellte ihr dagegen meiner Eltern und mein Bedenken vor, daß ich noch zu jung für eine derartige Stellung sei, sie wollte dies aber durchaus als kein Hinderniß anerkennen und verließ sich vielleicht darauf, daß ich ernster bin, als man gewöhnlich mit neunzehn Jahren zu sein pflegt!«

»Neunzehn Jahr!« rief Frau v. Tracht, »und meine Dora ist siebzehn, wie soll das gehen?«

»Wünschen Sie, daß ich lieber sogleich wieder abreise?« fragte ich, denn ich war noch stehend, in Hut und Mantel.

[12] »Nein, das wünscht meine Frau nicht!« erwiderte eine Männerstimme mit wohlwollendem, aber entschiedenem Ton. Ich sah zur Seite und begegnete den treuherzigen Augen eines älteren Herrn, der aus dem offenstehenden Kabinet eingetreten sein mußte, ohne daß ich seinen Schritt auf dem weichen Teppich gehört. Es war der Baron v. Tracht, der mich jetzt freundlich grüßte, indem er sagte: »Seien Sie uns vor allen Dingen erst herzlich willkommen, mein Fräulein! Bleiben Sie zunächst als Gast bei uns, sollte es Ihnen dann hier nicht gefallen, oder die Mühe mit den Kindern Ihre Kräfte übersteigen, so müssen wir Ihnen Freiheit geben, in Ihr elterliches Haus zurückzukehren!«

»Aber legen Sie doch den Mantel ab!« sagte Frau v. Tracht und schellte; ein Mädchen kam, nahm meine Sachen und erhielt den Auftrag, Fräulein Dora zu rufen; sie kehrte jedoch sehr bald mit dem Bescheid zurück: Fräulein Dora wolle nicht herunterkommen, sie habe schreckliches Kopfweh.

»Das arme Kind!« sagte Frau v. Tracht, »sie leidet so oft an Kopfweh!«

»Zu ihren Eltern muß sie dessenungeachtet kommen, wenn sie gerufen wird!« sagte der Baron mit gerunzelter Stirn und schickte sich an, seine Tochter selbst zu holen.

»Wollen Sie mir eine erste Bitte erfüllen, Herr Baron?« sagte ich rasch; »fordern Sie um meinetwillen Ihr Fräulein Tochter

nicht auf, hierher zu kommen, sie würde das Unangenehme des Zwanges sogleich auf mich, als die Ursache übertragen und meine Bekanntschaft mit Widerwillen machen. Vielleicht fürchtet Fräulein Dora [13] eine strenge Gouvernante zu finden und wird angenehm überrascht, wenn sie einer anspruchslosen Gefährtin begegnet, die, wie Sie selbst bestimmt haben, zunächst nur als Gast hier ist!«

Ich hatte mit Offenheit meine Meinung ausgesprochen, aber Herr v. Tracht schien damit zufrieden; mindestens stand er sogleich von seinem Vorhaben ab und erwiderte: »Sie haben Recht und beweisen eben, was ich meiner Frau schon vorhin sagen wollte, daß es nicht immer die Jahre sind, wodurch Kindern am meisten imponirt wird!«

CLEMENTINE HELM

Backfischchen's Leiden und Freuden

1863; 9. Aufl. 1875

[1]

Die Abreise.

Der Wagen war vorgefahren, Friedrich knallte mit der Peitsche und die Braunen stampften ungeduldig den Fußboden. Noch einmal lag ich Vater und Mutter weinend in den Armen, küßte noch einmal alle meine lieben Geschwister und reichte dem versammelten Gesinde die Hand zum Abschied; dann drückte ich mich schluchzend in die Ecke des Wagens, beugte mich jedoch sogleich wieder zum Fenster desselben hinaus, um mit dem feuchtgeweinten Taschentuche unzählige Abschiedsgrüße zurück zu winken. Nun fuhr der Wagen durch das Dorf, und aus allen Fenstern, von allen Thüren her tönten freundliche Grüsse und Wünsche zu

mir herüber, denn ich kannte ja alle Bewohner dieser friedlich kleinen Bauerhäuser, war allen mehr oder weniger nahe getreten während der glücklichen Kindheitstage, die ich hier in der Heimath verlebte. Und nun sollte ich fort von allem, was meinem Herzen bis jetzt das Liebste gewesen, fort von meinem Vaterhause und von dem schönsten Orte der Welt, meinem lieben Heimathsdorfe! Neben mir im Wagen saß eine sanfte, feine Frau von mittleren Jahren, deren mildes Gesicht graue Löckchen umgaben, unter denen zwei kluge dunkle Augen hervorblickten. Sie war es, die mich aus der Heimath hinweg führte nach ihrem stillen Hause [2] in Berlin. Dorthin sollte das junge Backfischchen sie begleiten, um unter ihrem Schutze etwas von Welt und Leben kennen zu lernen. Diese milde Frau hieß Tante Ulrike und war die verwittwete Schwester meines Vaters, verehrt und geliebt von allen die sie kannten.

Sie streichelte sanft meine Hand, die ich in meinem Schmerz in die ihre legte, und sprach so liebe Trostesworte zu mir, daß ich mich bald etwas beruhigte, denn an der Seite einer so lieben Gefährtin war ich gewiß nicht so verlassen, als es mir bisher erscheinen wollte.

Jetzt fuhr der Wagen einem Gehölz zu, das auf der Höhe sich weit hinzog, und noch einen letzten Blick sandte ich zurück nach meinem lieben Dorfe. Der Kirchthurm und die kleinen Bauerhäuser alle blickten mich so freundlich an, die grünen Fensterladen am Giebel unseres Hauses konnte ich noch ganz deutlich erkennen, mir war, als wehte von dort ein weißes Tuch herüber, und wehmüthig erwiderte ich den Gruß. Dann entzogen mir die Bäume neidisch alle weitere Aussicht, und ich hing still meinen Gedanken nach, in denen mich die Tante auch wenig störte.

Nach einigen Stunden waren wir in Magdeburg, von wo die Eisenbahn uns der Residenz zuführen sollte. Hier trennte sich der letzte Bote aus dem Vaterhause von mir, der alte treue Kutscher Friedrich, mit den lieben beiden Braunen, die ich so oft selbst an der Leine gehabt, wenn wir auf das Feld

hinaus fahren, Getreide oder Heu einzuholen. Tausend, tausend Grüsse trug ich ihm noch auf für jeden Einzelnen in Schreibersdorf, immer wieder streichelte ich die Pferde, und gab ihnen noch ihre Leckerbissen, Weißbrod und Zucker, strich zärtlich über die blauen Sitzkissen der lieben weichen Chaise, und verfolgte dann mit Thränen im Auge lange noch die Staubwolke, die hinter dem fortrollenden Wagen dahinzog.

Ein Spaziergang, den ich mit der Tante durch die Stadt und [3] deren Umgebung machte, zog mich endlich von meinen trüben Gedanken etwas ab, und die Fahrt auf der Eisenbahn durch Gegenden, die mir noch fremd waren, zerstreute mich sehr wohlthätig. Die Tante verstand es gar zu gut, die Aufmerksamkeit rege zu erhalten für alles, was an uns vorüberzog, und auch die Reisegesellschaft beschäftigte meine Gedanken vielfältig. Endlich öffnete die Tante sogar eine Schachtel mit allerlei leckern Früchten und Kuchen, die Mama ihr heimlich für mich mitgegeben, und der reiche Inhalt derselben zeigte mir so ganz das liebe, sorgliche Mutterherz, das ihrem Kinde auch in der Ferne noch Freude machen wollte. Ich war wirklich noch Kind genug, um mit diesen köstlichen Leckerbissen meine letzten Thränen hinab zu schlucken, und so hatte meine beste Mama den Zweck erreicht, den sie damit im Sinne gehabt.

Hellen Auges zog ich endlich der großen Stadt entgegen, die sich jetzt vor uns ausbreitete, und mit neugierigen Blicken schaute ich mich in den Straßen um, durch welche wir dann fahren. Die schönen Häuser und glänzenden Kaufläden erregten meine volle Bewunderung, hohe Statuen sahen hier und da ernst zwischen grünen Bäumen hervor, breite Brücken führten über den Fluß, der die Stadt durchschnitt, und stattliche Kirchen und Paläste blickten stolz und würdig auf mich armes Landmädchen hernieder. Alles verkündete die Hauptstadt, die Residenz eines großen Fürsten.

Endlich hielt der Wagen in einer der breiten Straßen vor einem freundlich aussehenden Hause, das nicht so hoch in

den Himmel hinein ragte als seine Nachbarn, die mir ordentlich das Herz bedrückten durch ihre unzähligen Fenster. Hier in der gewaltig großen Stadt, wo so zahllose Menschen Platz finden wollten, mußte man freilich hoch in die Luft hinein bauen; selbst die Keller der Häuser, in welchen bei uns kein Mensch sich aufhalten möchte, sah ich von unzählig viel Familien bewohnt, und kein Plätzchen [4] schien unbenutzt gelassen. Das hübsche Haus der Tante hatte nur wenig Mitbewohner, und sprach durch sein zierliches sauberes Ansehn von Wohlstand und Behaglichkeit. Ein kleiner schattiger Garten umschloß seine Rückseite; und da an denselben keine Straßen, sondern wieder andere Gärten anstießen, so konnte man beim Blick über diese grünen Bäume ganz vergessen, daß man sich in der geräuschvollen Residenz befand.

Hier also sollte ich nun die nächste Zeit verleben, hier in dem fremden Hause, der fremden Stadt, den neuen Verhältnissen! O wie bang klopfte mir mein Herz, als ich die Stufen der Treppe hinauf stieg, hinter Tante Ulrike und der saubern Dienerin her, welche sich mit den unzähligen Packeten und Schachteln bepackt hatte, die mich auf der Reise begleiteten. Schüchtern blieb ich an der Thürschwelle des schönen Zimmers stehen, in das wir eintraten, und wagte nicht, meine Sachen abzulegen. Da aber kam Tante Ulrike freundlich auf mich zu, zog mich liebevoll an ihr Herz und sagte: »Nun sei mir willkommen in meinem Hause, mein liebes Kind! Gott gebe, daß du dich wohl und glücklich hier fühlen mögest, und meine Liebe dir die Heimath ersetze!« Mit welcher Innigkeit schmiegte ich mich an die Brust dieser lieben, lieben Tante! O wie allein, wie schrecklich allein und verlassen hätte ich in dieser großen, fremden Stadt dagestanden ohne diese treue, mütterliche Freundin! Aber an ihrer Seite, unter ihrem Schutz konnte ich getrost all dem Neuen und Fremdartigen entgegen gehen, das mich hier erwartete.

Nun führte mich die Tante in ihrer ganzen Wohnung umher, die für eine einzelne Frau sehr groß und geräumig war. Ueberall herrschte die größte Sauberkeit, sowohl in den



Zimmern, als in Küche und Wirthschaftsräumen, alles war reich und gut eingerichtet, überall erkannte man behagliche Fülle, aber nirgends blendende üppige Pracht oder modernen Luxus. Einfach und gediegen, das [5] war der Eindruck, den alles umher auf mich machte, und ebenso war ja auch die ganze Erscheinung der Bewohnerin dieser Räume. Es lag etwas in dem Wesen der Tante, das mir immer wieder geheime Bewunderung erweckte, und doch war durchaus nichts Auffallendes in der Art und Weise dieser stillen, feinen Frau, im Gegentheil, alles erschien so einfach, so natürlich, man hätte meinen sollen, gerade so und nicht anders müsse man auch sprechen, gehen und sich bewegen. Aber das war ja eben das Ausgezeichnete an ihr, nirgends ein Mangel, nirgends etwas, das man anders gewünscht hätte. Damals wußte ich mir nicht Rechenschaft zu geben, worin das Harmonische eigentlich bestand, das sie umgab, jetzt aber weiß ich es, – es war eben die gute Erziehung!

Erst jetzt neben dieser ausgezeichneten Frau fühlte ich mehr und mehr, wie sehr mir armen Landmädchen die feinere Erziehung noch fehlen möchte. Zu Haus auf dem Dorfe, in einfachen Verhältnissen, und mitten unter den vielen kleinen wilden Geschwistern war mir nie dieser Gedanke gekommen. Aber meine liebe Mama, welche durch die vielen Kinder und große Kränklichkeit abgehalten wurde, sich mehr mit meiner Erziehung zu beschäftigen, und die ihre eigene Jugend nur auf dem Dorfe verlebt hatte, fern von den feineren Sitten und Gewohnheiten der Städte, sie wünschte sicher lange schon, daß ihr ältestes Töchterchen in anderen Verhältnissen lernen möchte, was das Vaterhaus ihr nicht bieten konnte. In den stillen, häuslichen Tugenden, mit denen meine geliebte Mutter das Glück ihres Hauses begründete, hatte sie mich mit Sorgfalt und Treue unterwiesen, und nie in meinem Leben kann ich ihr dafür genug danken. Ihre Lehren bildeten die Grundlage alles dessen, was das spätere Leben mir zuführte, und wodurch Herz und Verstand seine fernere Entwicklung erhielt. Daß ich diese weitere Ausbildung aber

nirgends besser finden konnte, als an der Hand unsrer lieben Tante Ulrike, das [6] wußte meine Mama recht wohl, da sie selbst die treffliche, feingebildete Schwägerin so aufrichtig verehrte: Wie gern überließen meine Eltern mich ihr deshalb für einige Zeit, als sie sich erbot, für meine weitere Ausbildung Sorge zu tragen. Welchen treuen, liebevollen Händen ich anvertraut worden, das fühlte ich selbst gar bald.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes aber bei der Tante war ich unaussprechlich bedrückt und unglücklich, denn neben dieser fein gebildeten Frau fühlte ich jeden Augenblick, wie hölzern ich mich bewegte, und meine angeborene Schüchternheit vermehrte die Aengstlichkeit meines Benehmens. Wie ein steifer Perückenstock stand ich an Tantes Seite, und so oft sie mit mir sprach, wurde ich bis unter das Haar hinauf feuerroth und wagte nicht zu antworten, denn ich kam mir gar zu albern und kindisch vor. Die sanfte Freundlichkeit der Tante wirkte aber bald ungemein wohlthätig; meine Schüchternheit schmolz davon wie Schnee vor der Sonne, und ich gewann nach und nach meine kindliche Heiterkeit wieder, trotz aller Fehler und Verstöße, die ich immer von Neuem beging. Die Tante sagte mir schon am ersten Tage sehr liebevoll, sie werde mich gleich von vorn herein erbarmungslos auf alles aufmerksam machen, was sie anders wünsche, nur müsse ich dabei nicht ungeduldig werden, böse sei es nie gemeint. Natürlich versprach ich dies aus vollem Herzen, und hielt es tapfer und standhaft, so schwer es mir oft genug wurde.

[Eugenie]

[83] Die Tante war nach dem Bahnhofe gefahren, um Eugenie zu empfangen, und ich harrte indessen zu Haus in banger Erwartung hinter meiner dampfenden Kaffeemaschine, in welcher ich für die Reisende den warmen Bewillkommungstrank braute. Da fuhr der Wagen vor, und hinter der Gardine spähend sah ich neben Tante Ulrike eine hohe,

schlanke Gestalt aussteigen, welche in leichten Schritten nach dem Hausflur eilte, die Sorge für all' ihre unzähligen Reiseeffecten einem hübschen, jungen Mädchen überlassend, das sich bis zum Kinn hinauf damit bepackte. Ich eilte den Ankommenden jetzt schnell entgegen und wurde Eugenie durch die Tante als ihre liebe Nichte Margarethe vorgestellt.

»So so, das ist das Backfischchen vom Lande, von dem du mir vorhin erzähltest«, sagte Eugenie leichthin und ließ ihre Blicke flüchtig auf mir ruhen. Dann reichte sie mir im Vorübergehen ihre zierlichen Fingerspitzen, die von zarten grauen Handschuhen bedeckt waren, und sich zu Tante Ulrike wendend fuhr sie schnippisch fort: »Hast du die Absicht, dir ein Mädcheninstitut anzulegen, daß du dir eine junge Dame nach der andern kommen läßt, Tante Ulrike?«

»Ich hoffe, mein Gretchen wird dir eine liebe Schwester werden«, entgegnete die Tante sanft, indem sie die häßlichen Worte Eugeniens nicht beachtete und mir leise mit der Hand über das Haar strich.

Eugenie wandte sich lachend zu mir und sagte: »Nun, ich bin zwar bis jetzt auch ohne Schwester fertig geworden, aber ich hab' nichts dagegen, daß wir gute Freunde werden, Cousinen!« [84] Dabei kam sie rasch auf mich zu, und ehe ich es dachte, drückte sie einen herzlichen Kuß auf meine Lippen. Dann wandte sie sich eben so rasch nach jenem belasteten jungen Mädchen, das jetzt in das Zimmer trat und rief: »Lisette, lege die Sachen nur indessen alle auf die Erde und hole mir zuerst ein Glas Wasser, ich komme um vor Hitze und Durst!«

Aber noch ehe Lisette diese Geschäfte beendet, warf sich ihre Herrin auf einen Stuhl, und indem sie einen Fuß empor streckte rief sie: »Zieh mir diese abominablen Pelzstiefeln von den Beinen, in denen ich aussehe wie ein Lappländer, und gieb mir meine leichten Hausschuhe dafür.«

Lisette that wie ihr befohlen, indem sie vor Eugenie niederkniete, und diese ergötzte sich damit, jeden der geschmähten Pelzstiefeln mit dem Fuße über Lisettens Kopf hinweg

in die entgegengesetzte Ecke zu schleudern, wobei sie kindisch lachte und jubelte.

Ich stand ganz verblüfft neben diesem sonderbaren Wesen, das so ganz anders war, als ich dachte. Hochmüthig und doch dabei herzlich, despotisch und zugleich kindlich, und vor allem so unbegreiflich sicher und ungenirt, als ob sie schon hundert Jahre lang bei Tante Ulrike heimisch sei, es war für mich etwas Unerhörtes. Die Tante schien aber das sonderbare Betragen des neuen Ankömmlings gar nicht zu beachten, denn als sie ihre Sachen abgelegt, setzte sie sich behaglich in die Sophaecke, und sagte heiter: »Nun Gretchen, ich hoffe, du hast uns eine gute Tasse Kaffee bereitet, sie soll uns wohl thun. Eile dich, Eugenie, sonst lasse ich dir gar nichts übrig.«

»Kaffee? Behüte der Himmel, den trinke ich nie!« rief Eugenie, ihren reizenden braunen Lockenkopf schüttelnd und zog ein Paar hellblaue, weich gefütterte Pantöffelchen an ihre wunderniedlichen kleinen Füße. »Kaffee, ein nichtswürdiges Getränk, puh! Verdirbt den Teint und macht Hitzflecke.«

[85] »Aber was genießt du denn statt des Kaffee's; Kind?« fragte die Tante.

»Des Morgens Chocolate, Nachmittags gar nichts oder Thee!« entgegnete Eugenie leichthin, indem sie sich in Tantchens behaglichen Lehnstuhl streckte und mit den hellblauen Füßchen in der Luft auf und nieder wippte.

Ich wurde ganz roth vor Ueberraschung, als Eugenie sich so mir nichts dir nichts in Tantchens Stuhl setzte, von dem mich stets eine heilige Scheu zurückgehalten hatte; aber dergleichen Gefühle durfte ich freilich bei dieser kleinen Prinzessin nicht voraussetzen, ihr schien das Beste eben gut genug für ihre Bedürfnisse. Die Tante ließ sie auch ruhig gewähren und wandte sich zu mir, indem sie mich bat, etwas Thee für Eugenie zurecht zu machen, da dieser ein warmes Getränk gut thun würde. Eugenie sagte nichts dagegen, und so that ich, wie die Tante mir geheißsen.

Das junge Mädchen hatte indessen eine kleine Bürste aus der

Tasche gezogen, und putzte damit die fabelhaft langen Fingernägel ihrer zierlichen weißen Hände, ganz als sei sie allein im Zimmer, und achtete gar nicht mehr auf ihre Umgebung. Dann sprang sie vom Stuhle auf, ringelte ihre braunen Locken vor dem Spiegel und ging bald im Zimmer, bald in Tantchens Boudoir umher, indem sie alle Bilder, Kunstwerke, Bücher und dergleichen Sachen flüchtig betrachtete.

»Wie himmlisch altmodisch alles bei dir ist, Tantchen!« rief sie dann lachend. »Den alten Plunder hätte Mama längst zum Trödler geschickt. Wir hatten alle paar Jahr unsere neue Einrichtung.«

Ich erstarrte ordentlich über Eugeniens Reden. Diese schönen, gediegenen, kostbaren Meubles und geschmackvollen Einrichtungen nannte sie alten Plunder! Hier, wo ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes mich kaum zu bewegen wagte vor Hochachtung gegen die kostbaren Dinge, die mich umgaben, hier hörte ich dieselben [86] Gegenstände als altmodischen Trödel verachten! Das war denn doch zu arg, und angstvoll blickte ich zu der Tante hin, um zu erfahren, was sie dazu sagte.

Sie erröthete leicht und biß sich auf die Lippen. Dann aber sprach sie gelassen: »An diesen alten Meubles hängt der Zauber schöner Erinnerungen, Eugenie. Sie waren Zeugen meiner glücklichsten Tage und sind mit mir alt geworden. Ich möchte kein Stück davon missen oder gegen etwas Neues vertauschen, denn sie sind alle mit mir und meinem Geschick verwachsen. Wer stets neue Umgebung liebt, der denkt entweder nicht gern an die vergangenen Tage, oder hat einen weltlichen, unruhigen Sinn, für den nur das Neue Reiz und Werth besitzt.«

Eugenie sah mit wunderlicher Miene nach der Sprechenden, halb war ihr lächerlich, halb ernsthaft zu Sinne. »Was du für hübsche Gedanken hast, Tantchen«, sagte sie unbefangen. »Sie passen prächtig zu den alten Meubles, sie sind eben so ehrwürdig und altmodisch wie diese. Aber du hast Recht! Was du da sagtest, gefällt mir; es war mir noch nie eingefallen.«

»Du hast wahrscheinlich an gar vieles noch nicht gedacht, Kind, was wahr und gut ist«, sagte die Tante sanft. »Ich hoffe, das wird nun kommen.«

Eugenie setzte sich still und etwas empfindlich wieder in ihren Stuhl, und ich brachte ihr eine Tasse Thee.

»Ich mag keinen Thee, mir ist heiß genug!« sagte sie verdrießlich und schob die Tasse unsanft zurück, so daß der Thee auf mein Kleid floß. Ich wandte mich schnell ab, denn ich ärgerte mich unbeschreiblich über das launische Mädchen, die Tante aber sagte sehr bestimmt, obwohl ruhig:

»Du wirst jetzt diese Tasse Thee trinken, Eugenie; denn erstens thut er dir nach der Reise gut, und zweitens ist er so eben von [87] Gretchen für dich bereitet worden. Du hättest ihr die Mühe sparen können, wenn du vorher wußtest, daß du keinen trinken wolltest.«

Eugenie fuhr verwundert ein wenig vom Sitz auf und wurde dunkelroth. Sie saß ein Weilchen noch wie ein trotzig Kind in ihrem Stuhle und beguckte ihre weißen Fingernägel, dann richtete sie sich plötzlich rasch empor, zog die Theetasse heran, that Sahne und Zucker hinein, trank den Thee in einem Zuge aus und schob mir die leere Tasse hin. »Noch eine, Gretchen!« sagte sie gebieterisch. Ich goß ein, und nun trank sie die zweite Tasse eben so schnell hinunter, indem sie mir abermals die leere Tasse hinschob und »noch eine!« rief.

Ich sah die Tante fragend an, denn offenbar war Eugenie trotzig und wollte die Tante reizen. Diese aber sagte ganz ruhig: »Nein Gretchen, gieße keinen Thee weiter ein, Eugenie würde sich schaden.«

Meine eigensinnige Cousine sagte nichts, saß aber bitterböse im Lehnstuhl und trommelte mit den hellblauen Pantöffeln auf dem Teppich.

»Gretchen«, rief sie endlich, den Kopf zurück werfend, »bist du hier auch im Correctionshause?«

»Aber Eugenie!« sagte ich bebend; weiter war ich keines Wortes mächtig.

Eugenie erwartete auch gar keine Antwort, sondern schnippte mit den Fingern in der Luft und fing an ein Liedchen zu trällern. Die Tante ging still nach ihrem Boudoir und machte die Thür hinter sich zu, und wir Beiden waren nun allein. Mir waren die Thränen in das Auge getreten, denn offenbar hatte die böse Eugenie Tante Ulriken weh gethan, und vorwurfsvoll sagte ich deshalb:

»Aber liebe Eugenie, wie konntest du die Tante so kränken!«

Eugenie trällerte weiter und gab mir keine Antwort.

»Du glaubst gar nicht, wie gut die Tante ist, liebe Cousine. Du solltest wirklich artiger gegen sie sein, sie verdient so sehr deine [88] Liebe und Achtung!« fuhr ich wärmer werdend fort. »Du kennst sie gewiß noch nicht; aber ich bin schon so lange hier, daß ich ihren großen Werth und ihre hohen Verdienste unendlich lieben und schätzen gelernt habe. Sie meint es so gut mit jedermann!«

Jetzt wurde ich von einem gewaltsamen Gähnen unterbrochen, welches Eugenie hervorstieß, indem sie sich beide Ohren zuhielt.

»Du himmlische Güte, seid ihr hier langweilige Philister!« rief sie sich im Stuhle zurück werfend. »*O sancta simplicitas*, wie wird's mir armen Heidin unter diesen Heiligen ergehen!«

Sie machte ein so komisches Gesicht, und sah so schelmisch dabei aus, daß ich mir trotz meiner ernsten Stimmung das Lachen verbeißen mußte.

»Sage mal, du kleiner Vernunftkasten, wie alt bist du denn eigentlich, daß du dir heraus nimmst, mir gute Lehren zu geben?« fuhr Eugenie dann fort, indem sie mich mit Semmelkrümchen warf. »Bist du denn schon aus dem dummen Vierteljahr heraus? Du scheinst mir eigentlich noch ein Backfischchen zu sein. Zählst du schon vierzehn Jahre und sieben Wochen?«

»O ja, die liegen glücklich hinter mir, wenn auch noch nicht

lange«, sagte ich lächelnd und warf ihr die Semmelkrumen wieder in das Gesicht.

»Wie kannst du dich aber »Gretchen« nennen lassen!« sprach Eugenie weiter. »Das klingt wie lauter Idylle, und die kann ich nicht leiden. Ich werde dich Marguerite nennen, oder auch Gänseblümchen, was ja dasselbe bedeutet.«

SOPHIE VERENA

Aus der Pension

2. Aufl. 1876

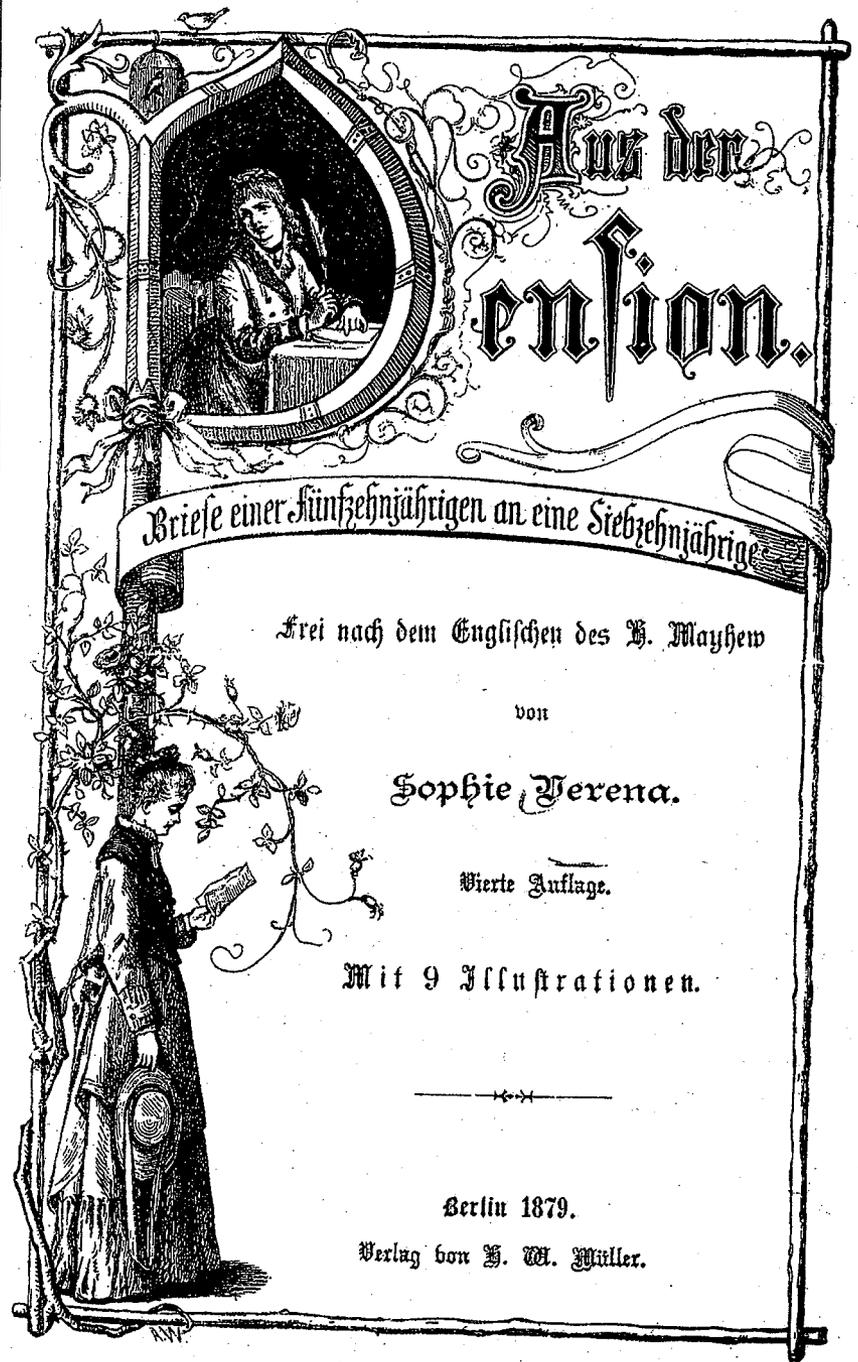
[*Mädchenfreundschaft im Pensionat*]

[21] Denke Dir, Nina, welche seltsame Mode hier herrscht, man wählt sich keine Freundin, sondern *man verheirathet sich!* Zwei junge Mädchen, die sich besonders gern mögen, werden *Mann und Frau*. Ich verstand gar nicht, was Fanny Scharf meinte, als sie mit der Frage »herausplatzte«, ob ich ihr kleines Weibchen sein wolle? Wie sie über meine Verwunderung lachte! aber das ist nichts Neues, denn Fanny lacht immer; und als ich sie bat, mir zu sagen, was sie von mir wolle, nannte sie mich ihre »liebe Einfalt«, so daß ich beschloß, mir selbst Aufklärung zu verschaffen. Ich bin überzeugt, meine hübsche Nina würde die Bedeutung niemals herausfinden, und so muß ich ihr wohl Alles erklären.

Gleich, nachdem wir unsere Geschenke ausgetauscht hatten (ich gab ihr mein goldenes Medaillon und sie mir einen silbernen Fingerhut – *der aber entsetzlich ver-[22]bogen war*), verlangte Fanny meine Börse, indem sie sagte, daß »die Männer immer das Geld in Verwahrung hätten, daß ich aber,

wenn ich es bedürfe, etwas haben könne; so würde es stets in der Ehe gehalten, dieser Gebrauch sei über die ganze Erde verbreitet.« Dann mußte ich ihr natürlich alle meine Geheimnisse mittheilen, weil es kein vollkommenes Glück in einer Verbindung gäbe, wenn nicht ein unbedingtes Vertrauen zwischen den Gatten bestände; sie werde mir dann späterhin auch allerlei erzählen. So theilte ich ihr mit, daß Du meine Herzensfreundin seist, Nina, aber sie erwiderte, »das wäre nichts«, und ich weiß kaum, wie es kam, aber durch Fragen und Fragen lockte sie Alles heraus über den lieben, lieben A. (ich meine Arthur) und – und – kannst Du es wohl glauben? Fanny hat nicht nur auch einen Anbeter, sondern sie ist wirklich und richtig verlobt mit ihrem Vetter, einem schönen, jungen Seekadetten, welcher jetzt den Gefahren des wilden Oceans trotzt. Sie hat eine Locke seines, Haares (schwarz ist's) mit einem blauen Bande umwunden, das in einen ächten Seemanns-Knoten verschlungen ist; sie werden sich heirathen, so bald er Admiral und reich genug ist. Ist sie nicht ein glückliches Mädchen, Nina? Fanny's Necken und Höhnen darüber, daß ich roth werde, wenn ich nur Arthur's theuren Namen nenne, verdross mich sehr; ich fand es mindestens recht gefühllos. Sie meinte, ich würde die dumme Angewohnheit wohl verlieren, ehe ich einen Monat in der Schule sei; einst wäre sie auch leicht erröthet, damals nämlich, ehe sie soviel Liebeserklärungen erhalten habe! Und dann zeigte sie mir einen reizenden Liebesbrief (ich zitterte wie Espenlaub, als sie [23] ihn mir vorlas); er war von einem ihrer Anbeter, der fast aus Liebe zu ihr starb, nur war er gezwungen worden eine Andere wegen ihres Reichthums zu heirathen. Er ist ein Dichter und außerdem bei der Regierung angestellt; seine Namensunterschrift war mit seinem eigenen Blute geschrieben, doch muß ich sagen, es sah *rother Tinte* bewunderungswürdig ähnlich.

Fanny weiß, daß er für sein ganzes Leben elend ist; als sie ihn das letzte Mal sah, war er vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet, mit Ausnahme seiner Beinkleider, die



von einem hellen Spinat-Grün waren. Der arme Mensch! wie leid er mir thut! ich kann nicht begreifen, daß Fanny so unbekümmert dabei ist.

Wüßte ich nur den Grund, warum es sie so sehr interessirte – aber sie war so neugierig über Mama und Papa und meine Brüder zu hören, daß ich alle meine Erinnerungen sammeln mußte, um ihr über unsre ganze Häuslichkeit, die Dienerschaft, und wie wir zu leben gewohnt seien, wer zu uns käme, und wen wir besuchten, genügende Auskunft zu ertheilen. Dann zeigte ich ihr mein Schränkchen und meinen Arbeitskasten, und sie nahm Beides unter ihre Obhut, nebst all' meinem feinen Haar-Oel und den Riechfläschchen (natürlich gefüllt), und meinen hübschen Kravattenbändern, Handschuhen, Stickereien; sie bedeutete mich sie wolle sie hüten, *aus Furcht ich könne sie verlieren*, und erklärte, daß, da sie mein Mann sei, sie mich beschützen und alle meine Streitigkeiten für mich durchfechten würde; dafür müsse ich ihr andererseits in Allem behülflich sein, ihr aufwarten, ihre Wäsche ausbessern, ihre Locken-Papiere ausbreiten und glätten und ihre Kasten in Ordnung halten. Ich [24] mag ihr Nichts abschlagen, aber ich glaube, ich hätte meine Sachen ebenso gut bewahren können, wie sie es thut.

Wir müssen Alles theilen; da ich ihre Frau bin, sagt sie, so gehöre ihr jede meiner Sachen zu, und sie führt dieses Gesetz mit der allerstrengsten Parteilosigkeit durch, das muß ich bekennen, denn mir ist beinahe nichts geblieben. Gleichzeitig versichert sie mich, daß all' das Ihrige mein eigen sei; aber noch sehe ich nicht, welcher Vortheil mir aus dieser Freigebigkeit, aus diesem Eigenthumsrechte erwachsen soll, denn als ich ihre Kasten untersuchte, fand ich darin nichts Nehmenswerthes, außer einem Paar alter seidener Strümpfe. – Wenn dies ein Vorgeschmack der Ehe ist, liebste Nina, so gedenke ich stets unverheirathet zu bleiben; aber – aber, laß es ja nicht meinen Arthur hören; es würde ihn nur unglücklich machen.

Ein Trost ist mir geblieben, meine Handschuhe (die feinsten

Jowins) können meinem dreisten Herrn und Gebieter Fräulein Fanny Scharf nicht von Nutzen sein, denn während ich Nummer 6 habe, bedarf *er* wenigstens 7 ½.

Nun, Nina, wenn mein Gemahl erlauben will, mich etwas von ihm zu wenden, so beabsichtige ich, Dir einen kurzen Ueberblick über die ersten, hervorragendsten Mädchen der Pensions-Anstalt zu geben.

EMMY VON RHODEN

Der Trotzkopf

1885

[*In die Pension*]

[3] Ilse biß auf die Unterlippe und trat mit dem Fuße heftig auf die Erde, aber sie sagte nichts. Mit einer schnellen Wendung ging sie zur Thür hinaus und warf dieselbe unsanft hinter sich zu. Oben in ihrem Zimmer ließ sie sich auf einen Stuhl fallen, stützte die Ellbogen auf das Fensterbrett und weinte Thränen des bittersten Unmutes.

»O wie schrecklich ist es jetzt!« stieß sie schluchzend heraus. »Warum hat auch der Papa wieder eine Frau genommen, – es war so viel, viel hübscher, als wir [4] beide allein waren! Alle Tage muß ich lange Reden hören über Sitte und Anstand, und ich will doch keine Dame sein, ich will es nicht – und wenn sie es zehnmal sagt!« – –

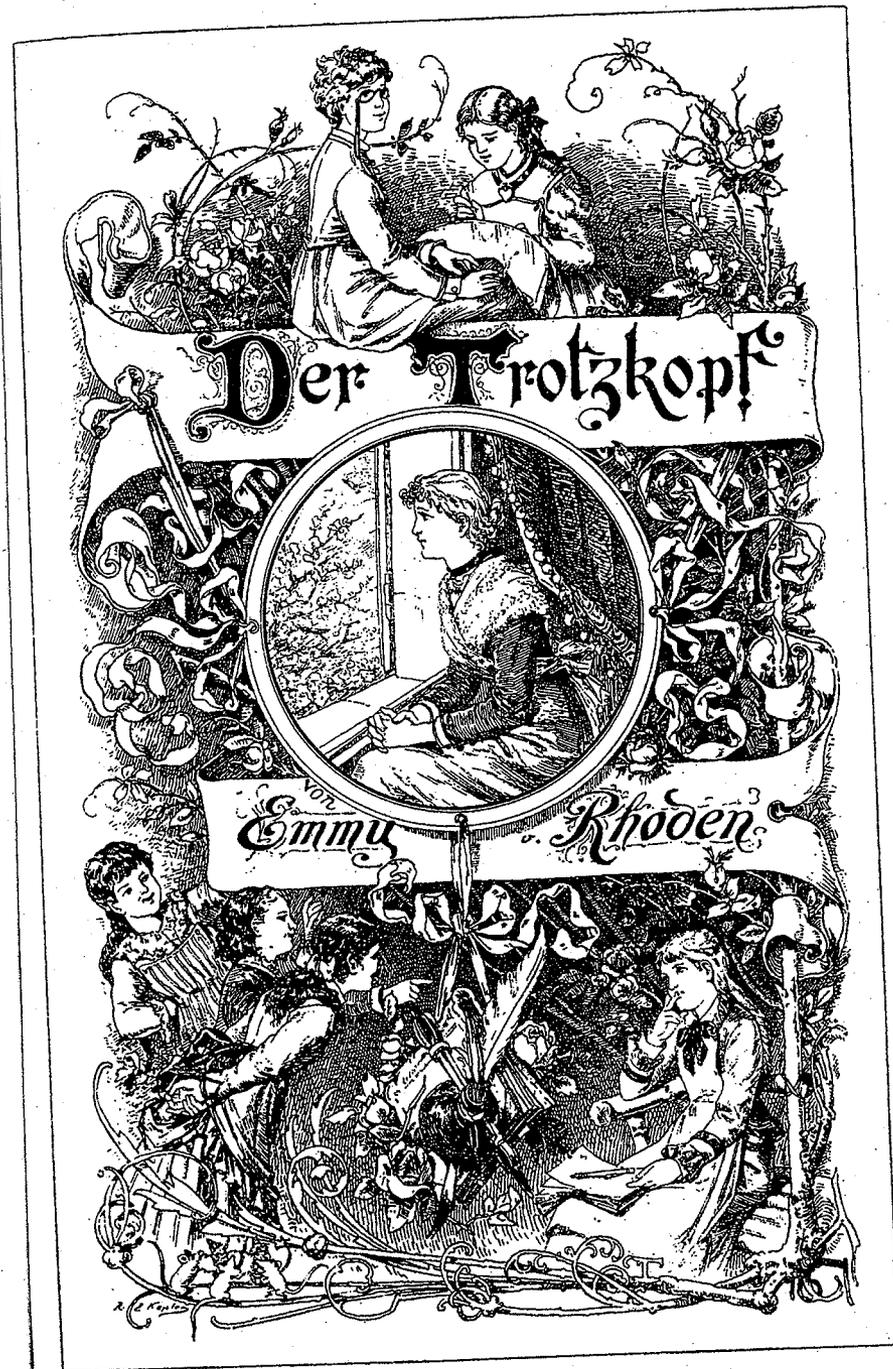
Als sie mit ihrem Vater noch allein war, führte sie freilich ein ungebundeneres und lustigeres Leben. Niemand hatte ihr Vorschriften zu machen oder durfte ihre dummen Streiche hindern; was sie auch ausführte, es galt alles als unübertrefflich. Das Lernen wurde nur als langweilige Nebensache

betrachtet und die Gouvernanten fügten sich entweder dem Willen ihrer Schülerin oder sie gingen davon. Beklagte sich ja einmal diese oder jene bei dem Vater und hatte derselbe auch wirklich den festen Entschluß gefaßt, ein Machtwort zu sprechen gegen sein unbändiges Kind, er kam nicht dazu, es auszuführen. Sobald er mit ernster Miene ihr gegenüber trat, fiel Ilse ihm um den Hals, nannte ihn ihren »einzigsten, kleinen Papa«, trotzdem er ein sehr großer, kräftiger Mann war, und küßte ihm Mund und Wangen. Versuchte er, ihr ernste Vorstellungen zu machen, hielt sie ihm den Mund zu. »Ich weiß ja alles, was du mir sagen willst! und ich will mich ganz gewiß bessern!« mit solchen und ähnlichen Worten und Versprechungen tröstete sie den Papa – ach und wie gern ließ er sich also trösten! Er konnte dem Kinde nie ernstlich zürnen, es war sein alles.

Als Ilses Mutter starb, legte sie ihm das kleine hilflose Ding in den Arm. Es hatte die schönen, frohen Augen der früh Geschiedenen geerbt, und blickte sie ihn an, war es ihm, als ob die Gattin, die er so sehr geliebt, ihn anlächle.

[5] Lange Jahre war er einsam geblieben und hatte nur für sein Kind gelebt. Da lernte er seine zweite Frau kennen. Ihr kluges, sanftes Wesen fesselte ihn so, daß er sie heimführte. Frau Anne betrat das Haus ihres Mannes mit dem festen Vorsatze, seinem Kinde die treueste, liebevollste Mutter zu sein und alles aufzubieten, um ihr die früh Verlorene zu ersetzen, indes jede herzliche Annäherung von ihrer Seite scheiterte an Ilses trotzigem Widerstande. Bald ein Jahr waltete sie nun schon als Frau und Stiefmutter und noch immer hatte sie es nicht vermocht, Ilses Liebe zu gewinnen. — — —

Die Gäste blieben zum Abendessen auf Moosdorf, so hieß das große Gut des Oberamtmann Macket. Als der Tisch gedeckt war und alle sich an demselben niedergesetzt hatten, fragte Herr Macket, warum Ilse noch nicht anwesend sei. Frau Anne erhob sich und zog an der Klingelschnur. Der eintretenden Dienstmagd befahl sie, das Fräulein zu Tisch zu rufen. — — —



Ilse saß noch in derselben Stellung am Fenster. Sie hatte sich eingeschlossen und die Magd mußte erst tüchtig pochen und rufen, bevor sie sich bequemte, die Thür zu öffnen.

»Sie sollen herunterkommen, Fräulein, die gnädige Mama hat es befohlen«, sagte Kathrine und betonte das »sollen« und »befohlen« so recht auffallend.

»Ich soll!« rief Ilse und wandte den Kopf hastig herum, »aber ich will nicht! Sag' das der gnädigen Frau Mama!«

»Ja«, sagte Kathrine, so recht befriedigt von dieser [6] Antwort, denn auch sie war durchaus nicht damit einverstanden gewesen, daß wieder eine Frau in das Haus gekommen war, welche der schönen Freiheit ein Ende machte, »ja, ich werd's bestellen. Gnädiges Fräulein haben ganz recht, das ewige Befehlen, wenn man selbst alt genug ist, ist höchst unpassend, noch dazu wenn fremde Leute dabei sind.«

Und sie ging hinunter in das Speisezimmer und führte wörtlich Ilses Bestellung aus.

Herr Macket blickte seine Frau verlegen an, er wußte gar nicht, was diese Antwort bedeuten sollte. Sie verstand seine stumme Frage, und ohne im geringsten den Unmut merken zu lassen, den sie in ihrem Innern empfand, sagte sie gelassen: »Ilse ist nicht ganz wohl, lieber Mann, sie klagte etwas über Kopfschmerzen. Kathrine hat ihre Bestellung ungeschickt ausgerichtet.«

Alle Anwesenden errieten sofort, daß Frau Anne eine Ausrede machte, nur Herr Macket glaubte, daß es sich in Wahrheit so verhielt.

»Wollen wir nicht lieber einen Boten zum Arzt schicken?« fragte er besorgt.

Die Antwort hierauf gab ihm sein Kind selbst, das heißt, sie bewies ihm, daß ihr kein Finger weh that. Laut jubelnd und lachend trieb sie einen Reif mit einem Stock über den großen Rasenplatz, und der Jagdhund, Tyras, sprang demselben nach, und wenn er mit seinen Pfoten den Reif beinahe erhaschte und ihn doch nicht halten konnte, stieß er ein ärgerliches Geheul aus, worüber Ilse sich totlachen wollte.

Herr Mackets Gesicht verklärte sich ordentlich bei diesem Anblicke. Er stand auf, trat in die offenstehende [7] Flügeltür des Zimmers und eben im Begriffe, Ilse zu rufen, hielt ihn Frau Anne davon zurück.

»Laß sie – ich bitte dich, – lieber Mann«, bat sie, vor Unwillen leicht errötend, und zu den Gästen gewendet setzte sie hinzu: »Es thut mir leid, nun doch die Wahrheit sagen zu müssen, indes Ilses Benehmen zwingt mich dazu.«

Und sie erzählte so mildernd als möglich den kleinen Vorfall. Es wurde darüber gelacht, ja Herr von Schäffer behauptete, die Kleine habe Temperament und es sei schade, daß sie kein Knabe sei. Seine hochgebildete Frau konnte ihm nicht beistimmen, sie fand das wilde Mädchen geradezu entsetzlich und nannte es auf dem Heimwege ein *enfant terrible*.

Als die Gäste fortgefahren waren, blieb der Prediger noch zurück. Derselbe war ein wohlwollender, nachsichtiger Mann, der Ilsen väterlich zugethan war. Er hatte sie getauft und eingesegnet, unter seinen Augen war sie herangewachsen. Seit kurzer Zeit, seitdem die letzte Gouvernante ihren Abschied genommen hatte, leitete er auch ihren Unterricht.

Es trat ein augenblickliches, beinahe peinliches Stillschweigen ein. Ein jeder der drei Anwesenden hatte etwas auf dem Herzen und scheute sich doch, das erste Wort zu sprechen. Herr und Frau Macket saßen am Tische, er rauchend, sie eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt. Prediger Wollert ging im Zimmer auf und ab und sah recht ernst und nachdenklich aus. Endlich blieb er vor dem Oberamtmanne stehen.

»Es kann nichts helfen, lieber Freund«, redete er denselben an, »das Wort muß heraus. Es geht nicht [8] mehr so weiter, wir können das unbändige Kind nicht zügeln, es ist uns über den Kopf gewachsen.«

Der Oberamtmanne sah den Prediger verwundert an. »Wie meinen Sie das?« fragte er, »ich verstehe Sie nicht.«

»Meine Meinung ist, geradeheraus gesagt, die«, fuhr der erstere fort, »das Kind muß fort von hier, in eine Pension.«

»Ilse? In eine Pension? Aber warum, sie hat doch nichts verbrochen!« rief Herr Macket ganz erschreckt.

»Verbrochen!« widerholte lächelnd der Prediger. »Nein, nein, das hat sie nicht! Aber muß denn ein Kind erst etwas Böses gethan haben, um in ein Institut zu kommen? Es ist doch keine Strafanstalt. Hören Sie mich ruhig an, lieber Freund«, fuhr er besänftigend fort und legte die Hand auf Mackets Schulter, als er sah, daß dieser heftig auffahren wollte. »Sie wissen, wie ich Ilse liebe und wissen auch, daß ich nur das beste für sie im Auge habe; nun wohl, ich habe reiflich überlegt und bin zu dem Resultate gekommen, daß Sie, Ihre Frau und ich nicht Macht genug besitzen, sie zu erziehen. Sie trotzt uns allen dreien, was soll daraus werden? Sie hat soeben ein glänzendes Beispiel ihrer widerspenstigen Natur gegeben.«

Der Oberamtmann trommelte auf dem Tische. »Das war eine Ungezogenheit, die ich bestrafen werde«, sagte er. »Etwas Schlimmes kann ich nicht darin finden. Mein Gott, Ilse ist jung, halb noch ein Kind, und Jugend muß austoben. Weshalb soll man einem übermütigen Mädchen so strenge Fesseln anlegen und es [9] Knall und Fall in eine Pension bringen? Was ist dabei, wenn es einmal über den Strang schlägt? Verstand kommt nicht vor den Jahren! Was sagst du dazu, Anne«, wandte er sich an seine Frau, »du denkst wie ich, nicht wahr?«

»Ich dachte wie du«, entgegnete Frau Anne, »vor einem Jahre als ich dieses Haus betrat. Heute urteile ich anders, heute muß ich dem Herrn Prediger recht geben. Ilse ist schwer zu erziehen, trotz aller Herzensgüte, die sie besitzt. Ich weiß nichts mit ihr anzufangen, soviel Mühe ich mir auch gebe. Gewöhnlich thut sie das Gegenteil von dem, was ich ihr sage. Bitte ich sie, ihre Aufgaben zu machen, so thut sie entweder, als ob sie mich nicht verstanden hat, oder sie nimmt höchst unwillig ihre Bücher, wirft sie auf den Tisch, setzt sich davor und treibt allerhand Nebendinge. Nach kurzer Zeit erhebt sie sich wieder und fort ist

Da hilft kein gütiges Zureden, keine Strenge, sie will nicht! Frage den Herrn Prediger, wie ungleichmäßig Ilses wissenschaftliche Bildung ist, wie sie zuweilen sogar noch orthographische Fehler macht.«

Was kommt bei einem Mädchen darauf an«, entgegnete Herr Macket und erhob sich. »Eine Gelehrte soll sie nicht werden; wenn sie einen Brief schreiben kann und das Simaleins gelernt hat, weiß sie genug.«

Der Prediger lächelte. »Das ist Ihr Ernst nicht, lieber Freund. Oder würde es Ihnen Freude machen, wenn man von Ihrer Tochter sagte, daß sie dumm sei und nichts gelernt habe! Ilse hat gute Anlagen, es fehlt ihr nur der Trieb, die Lust zum Lernen. Beides würde sich einstellen, sobald sie unter junge Mädchen [10] ihres Alters kommt. Das Streben derselben würde ihren Ehrgeiz wecken und ihr bester Lehrmeister sein.«

Die Wahrheit dieser Worte leuchtete Herrn Macket ein, aber die Liebe zu seinem Kinde ließ es ihn nicht laut eingestehen. Der Gedanke, dasselbe von sich zu geben, war ihm furchtbar. Nicht täglich es sehen und hören zu können, – ihm war als ob die Sonne plötzlich aufhören müsse zu scheinen, als solle ihm Licht und Leben genommen werden.

Frau Anne empfand, was in ihres Mannes Herzen vorging, liebevoll trat sie zu ihm und ergriff seine Hand.

»Denke nicht, daß ich hart bin, Richard, wenn ich für den Vorschlag unsres Freundes stimme«, sagte sie. »Ilse steht jetzt auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, noch hat sie Zeit, das Versäumte nachzuholen und ihre unbändige Natur zu zügeln. Geschieht das nicht, so könnte man eines Tages unser Kind als unweiblich bezeichnen, wäre das nicht furchtbar?«

Er hörte kaum was sie sprach. »Ihr wollt sie einsperren«, sagte er erregt, »aber das hält sie nicht aus. Laßt sie erst älter werden, es ist dann immer noch Zeit genug, sie fortzugeben.«

Dagegen protestierten Frau Anne und der Prediger auf das

entschiedenste; sie bewiesen, daß jetzt die höchste Zeit sei, wenn die Pension noch etwas nützen solle.

»Ich wüßte ein Institut in W., das ich für Ilse ausgezeichnet empfehlen könnte«, erklärte der Prediger. »Die Vorsteherin desselben ist mir genau bekannt, sie ist eine vorzügliche Dame. Neben der Pension, die unter ihrer Leitung herrlich gediehen ist, hat sie eine Tagesschule in das Leben gerufen, die sich von Jahr zu Jahr [11] vergrößert hat. Ilse würde den besten Unterricht und die liebevollste Pflege vereint finden. Und Welch ein Vorzug ist nicht die wunderbare Lage dieses Ortes! Die Berge ringsum, die kostbare Luft — — —«

»Ja, ja«, unterbrach ihn Herr Macket unruhig und abwehrend, »ich glaube das alles gern! aber laßt mir Zeit, bestürmt mich nicht weiter. Ein so wichtiger Entschluß, selbst wenn er notwendig ist, bedarf der Reife.« —

Er kam schneller als er geglaubt. —

Am andern Morgen, es war noch sehr früh, traf der Oberamtman sein Töchterchen, wie es eben im Begriffe war hinaus auf die Wiese zu reiten, um das Heu mit einzuholen. Ungeniert hatte Fräulein Ilse sich auf eines der Pferde, das vor dem Leiterwagen gespannt war, von dem Kutscher hinaufheben lassen, derselbe stand auf dem Wagen und hielt die Zügel in der Hand.

»Guten Morgen, Papachen!« rief sie demselben schon von weitem entgegen, »wir wollen auf die Wiese fahren, das Heu muß herein: der Hofmeister sagt, wir bekommen gegen Mittag ein Gewitter. Ich will gleich mit aufladen helfen!«

Der Vater hatte heute nicht die unbefangene Freude an dem Wesen seines Kindes, ihm fielen die Worte seiner Frau vom gestrigen Abend ein. Ilse sah wenig weiblich in diesem Augenblicke aus, eher glich sie einem wilden Buben. Wie ein solcher saß sie auf dem Pferde und hatte die Füße an beiden Seiten herunterhängen. Das kurze blaue Kleid deckte dieselben nicht, man sah den plumpen, hohen Ledertiefel und noch ein Stück des bunten Strumpfes. Es war wahrlich kein schöner Anblick.

[12] »Steig' herab, Ilse«, sagte Herr Macket, dicht zu ihr tretend, um ihr beim Heruntersteigen behilflich zu sein, »du wirst jetzt nicht auf die Wiese reiten, hörst du, sondern deine Aufgaben machen.«

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß der Vater in so bestimmter Weise zu ihr sprach. Im höchsten Grade verwundert blickte sie ihn an, aber sie machte keine Miene, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Sie schlug die Arme ineinander und fing an herzlich zu lachen.

»Hahahaha! Arbeiten soll ich! Du kleiner, reizender Papa, wie kommst du denn auf diesen komischen Einfall? Mach' nur nicht ein so böses Gesicht! Weißt du, wie du jetzt aussiehst? Gerade wie Mademoiselle, die letzte, Papa, von den vielen, — wenn sie böse war! »Fräulein Ilse, gehen Sie auf Ihr Zimmer *mais tout-de-suite*. Aben Sie mir *compris!*« Dabei zog sie die Stirn in Falten und riß die Augen auf — so«, und sie versuchte es nachzuahmen. »Oh, es war zu himmlisch! Adieu Papachen, zum Frühstück komm' ich zurück!«

Sie warf ihm noch eine Kußhand zu, lachte ihn schelmisch an und fort ging's im lustigen Trabe hinaus auf die Wiese in den taufrischen Sommermorgen hinein.

Herr Macket schüttelte den Kopf, mit einem Male stiegen ernstliche Bedenken wegen Ilses Zukunft in ihm auf. Er fand den Gedanken, sie in eine Pension zu geben, heute weniger schrecklich, als gestern. Sie hatte ihm soeben den Beweis gegeben, daß sie auch ihm Widerstand entgegengesetzte. Freilich mußte er sich gestehen, daß er durch seine Nachgiebigkeit denselben in ihr groß gezogen hatte.

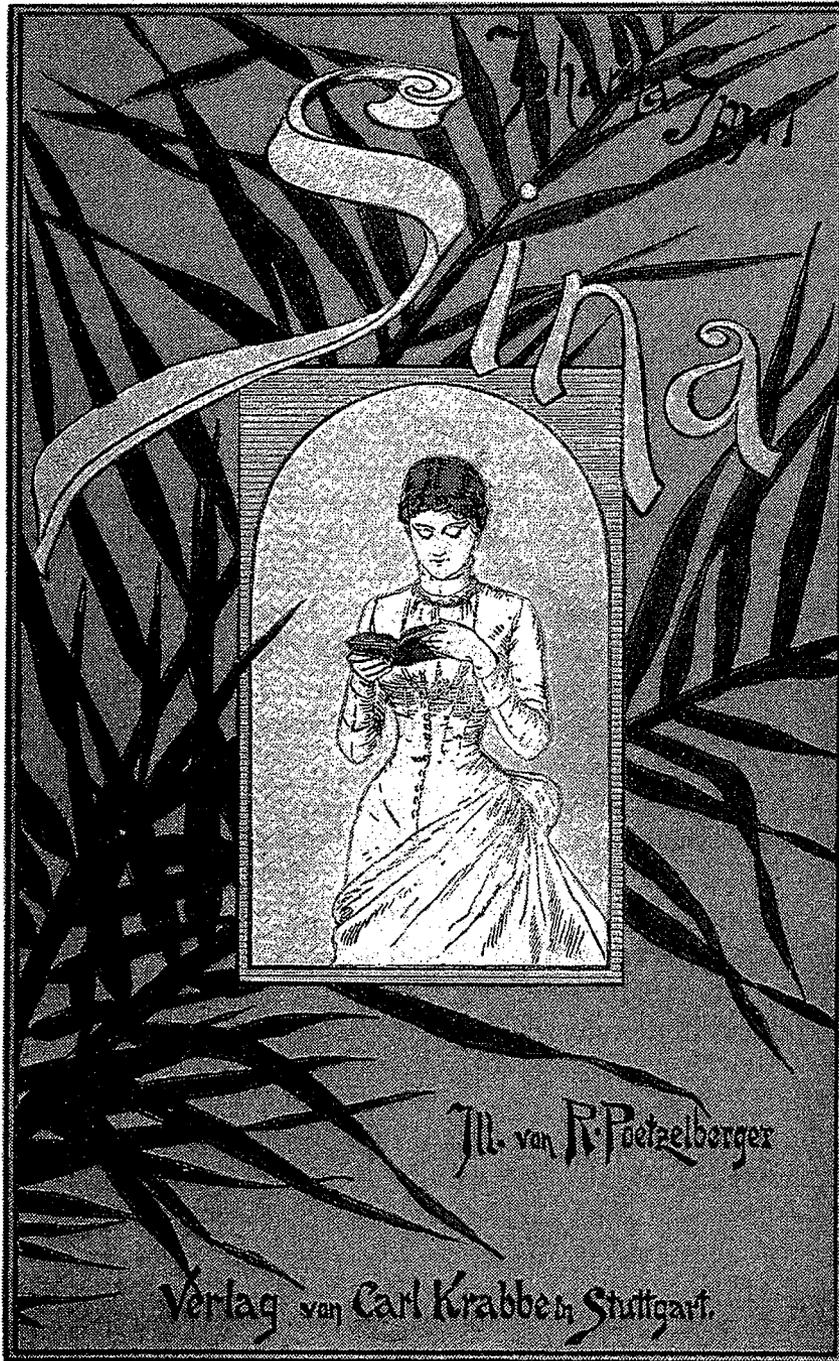
JOHANNA SPYRI

Sina

1885; 3. Aufl. 1886

[*Frauenstudium*]

[83] Sina hatte sich ihr erstes Erwachen in der Universitätsstadt anders vorgestellt. Mit größter Lust würde sie zuerst ihr Studierzimmer ordnen und einrichten, dann gleich die Lehrer aufsuchen, bei denen sie ihre Vorstudien zu machen gedachte, und dann fröhlich mit vollen Segeln auf das Meer der Wissenschaft hinausfahren. Nun saß sie da und hatte [84] weder Lust noch Mut, die neue Laufbahn zu beginnen. Es waren dieselben Gedanken, mit denen sie gestern eingeschlafen, die heute seit dem ersten Erwachen ihr wieder nachgingen und alle anderen in den Hintergrund drängten und wie auslöschten. Es wollten auch ganz sonderbare Fragen in ihr aufkommen: Hatte sie sich selbst so täuschen können über ihren Beruf, sogar über ihren eigenen Wunsch und Drang dazu? Es war alles verschwunden davon. Sollte sie lieber gleich umkehren und der Großmutter sagen: ›Du hast recht gehabt, helfen und trösten zu können, wo gelitten wird, das ist das Beste im Leben.‹ Aber umdrehen und alles abgeben, bevor sie nur begonnen hatte, das war doch zu mißlich! Nein, nein, davon konnte keine Rede sein, und dann war sie ja doch auf dem Wege sich anzueignen, was so vielen Trost und Hilfe bringen konnte. Nein, sie wollte mutig und eifrig vorwärts und nicht mehr den Gedanken nachhängen, die sie wie unterjochten und alle Thatkraft in ihr lähmten. Sina war aufgesprungen. Mit allen Kräften machte sie sich an ihre Arbeit, räumte aus den Koffern in die Schränke, machte sich ihren Schreibtisch zurecht und stellte ihre Bücher auf. Das kleine Schlafstübchen nebenan wurde zugeschlossen und nun war das Zimmer eine regelrechte Studierstube



Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

geworden, was es sein sollte. Nun ging Sina, den jungen Professor aufzusuchen, an den Marias Vater sie empfohlen, damit der Sachkundige sie weise, ihr die Fächer bezeichne, in denen sie sich für die Hochschule vorzubereiten hatte, und ihr die Lehrer nenne, die sie am schnellsten und besten zu ihrem Ziele führen würden. –

Schon waren mehrere Wochen vergangen, seit Sina angekommen war. Mit fieberhaftem Eifer hatte sie sich in ihre Arbeit gestürzt und mit aller ihrer Willenskraft blieb sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend dabei. Sie [85] wollte vorwärts so schnell als möglich und noch etwas wollte sie mit ihrer Arbeit erreichen, die unnützen Gedanken wollte sie damit verscheuchen und niederdrücken, denn sie wirkten hemmend auf sie, da sie immer wieder die Fragen in ihr wachriefen, ob sie auch weitergehen, ob sie nicht eher wieder umkehren sollte? Mit Genuß und Freude an der Arbeit selbst, so wie sie sich's gedacht hatte, war sie nicht bei ihrem Studieren. Sie erzwang sich die Ausdauer, mit der sie von früh bis spät daran blieb, aber nie erwachte sie mit dem Gefühl der Freude, ihre Arbeiten aufzunehmen. Wie konnte ihr nur so alle Freude aus dem Herzen gekommen sein? Sie sagte sich manchmal selbst verwundert, so sei sie doch in ihrem Leben nie gewesen, so matt und unstät, so gleichgültig gegen alles um sie her. Hatte sie denn für nichts und niemand mehr eine rechte Teilnahme? Nur zuweilen stieg wie ein Freudenstrahl in ihr auf, sie wußte nicht, was es war, worauf konnte sie sich denn plötzlich so zum Aufjubeln freuen? Sie suchte danach. Ja, das war es, sie freute sich, daß sie von Professor Clementi eine Nachricht zu erwarten hatte, einen Brief, vielleicht einen Besuch, irgend eine Mitteilung jedenfalls, er hatte es versprochen. Daß sie aber darauf sich so freuen konnte, ärgerte sie wieder, es war doch recht kindisch, sie wollte gar nicht mehr daran denken. Aber der Freudenstrahl schoß unversehens wieder auf. Was ihr auch noch wie Sonnenschein ins Herz fiel und sie hätte froh machen können, wäre nicht

immer ein leiser Vorwurf daneben in ihr aufgestiegen, das waren die Briefe der treuen Großmutter.

Nun die Sache einmal entschieden war, rüttelte die Gute nicht daran herum, sondern schrieb ganz fröhlich und eingehend über alles, was sich daheim zutrug, und ermunterte Sina, in ihrem Lerneifer fortzufahren, damit sie um so schneller ans Ziel komme. Darauf freue die Groß-[86]mutter sich täglich, hieß es immer wieder, und sie bete, daß der liebe Gott alles zu einem guten Ziele führe, was die altväterische Großmutter nicht recht zu begreifen vermöge. Das eine nur wünschte sie, daß Sina nicht ganz vergessen möchte, daß ohne seinen Segen ihr nichts gelingen werde, das sie zu vollbringen gedenke. Auch von der Freundin Marie kamen Briefe, aber sie schrieb nicht so eingehend, wie die Großmutter, man konnte den Worten eine leise Zurückhaltung anfühlen, so wie wenn die Feder vermeiden wollte, etwas zu berühren, das immer wieder nahe lag, besprochen zu werden. Sina ging schweigend in diese Weise ein, berührte nichts, das den gemeinsamen Freund betraf, wandte auch seinen Namen nie an. Sie hoffte, mit der Zeit würde die gute Marie wohl den alten, freien und harmlosen Ton wieder finden.

Legte Sina nach des Tages Arbeit ihre Bücher weg, um einen Gang ins Freie zu machen, so stiegen die zurückgedrängten Gedanken mit doppelter Macht wieder auf und sie hing ihnen wieder nach. Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in den Worten, die sie immer wieder hörte, und in dem Blick, den sie so lebendig auf sich gerichtet sah, daß er ihr immer wieder das Herz bewegte. »Er hatte dem Andenken der Mutter gegolten«, – sagte sie sich immer zuletzt – aber sie fühlte ihn doch, als ob er ihr gehörte. »Ob Professor Clementi schreiben, ob er plötzlich einmal bei ihr eintreten würde?« Das war gewöhnlich ihr erster und immer ihr letzter Gedanke des Tages. Den Namen Clementi hatte sie noch nie nennen gehört. Sie sah außerhalb ihrer Unterrichtsstunden niemand, als ihre Hauswirte und diese immer kurze Zeit während der Mahlzeiten, die Sina so rasch als möglich

abthat, um gleich wieder an ihre Beschäftigungen gehen zu können. Zur Arbeit zwang sie ihre fahrenden Gedanken gern zusammen, aber diese Mühe sich auch noch zu [87] geben, um einer Unterhaltung willen, die keine Anziehung für sie hatte, das war ihr zu viel. Sie sagte sich gern dabei, es werde ja den Leuten selbst lieb sein, ihre Zeit ungestört miteinander zubringen zu können, wie sie bisher gethan hatten.

BRIGITTE AUGUSTI

Die letzten Maltheims

1888

[55]

Kämpfe.

»Schau her, ich biete dir Glanz und Macht,
Nur opfre mir eins – deinen Glauben!«
»Fahr hin, Versucher, in ewige Nacht,
Du sollst mir mein Kleinod nicht rauben.«

Der August war glühend heiß, die Prinzessin und die Gräfin v. Ilsenstein waren für einige Tage nach der Solitüde gefahren, um die Frische und Kühle des Waldesschattens aufzusuchen. So war Elisabeth wieder daheim, – aber hier empfand sie erst recht deutlich, welche Veränderung die wenigen Monate über sie gebracht hatten. Zwar streifte sie noch ebenso gern allein durch den Park, sie besuchte treulich die Alten und Kranken im Dorf, aber sie fühlte es in jedem Augenblick, daß sie nicht mehr das harmlose Kind früherer Zeit war. Sie hatte Welt und Menschen kennen gelernt, sie hatte einen Blick in schwierige Verhältnisse gethan, sie hatte erkannt, welche Aufgaben und Kämpfe das Leben auch den Hochgeborenen bringt. So freundlich sie auch mit den

Pastorskindern verkehrte, so spürte sie doch keine Lust mehr, mit ihnen um die Wette zu laufen; sie ließ sich ohne Widerspruch von ihnen »Durchlaucht« nennen und wunderte sich nicht, wenn sie sich ein wenig scheu von der modisch gekleideten Dame zurückzogen. In ihren Augen lag ein tieferer Ernst, und man hörte ihr heiteres Lachen seltener als früher.

Es war gegen Ende des Monats. Der Minister von Maltheim war aus der Stadt zum Besuch herausgekommen und hatte Nachrichten mitgebracht, welche Elisabeth in tiefster Seele erregten. Der preußische Kronprinz hatte auf einer Reise in Begleitung seines Vaters einen Fluchtversuch gemacht, der entdeckt und vereitelt worden war; darüber war der König in furchtbarem Zorn entbrannt, und es hatte eine Reihe schrecklicher Scenen gegeben. Friedrich Wilhelm hatte erst seinen Sohn und später in Berlin seine Tochter Wilhelmine, die er mit dem [56] Bruder im Einverständnis glaubte, in seiner rasenden Wut mit dem Tode bedroht, und nur das entschlossene Dazwischentreten seiner Umgebung hatte beide Gewaltthaten verhindert. Doch waren die Geschwister in strengen Gewahrsam gebracht, Friedrich in Küstrin, Wilhelmine in einem Zimmer des Berliner Schlosses, und in angstvoller Spannung erwartete man, welche Strafe das empörte Rechtsgefühl des Königs, der in dem Sohn einen Deserteur und Hochverräter sah, über diesen verhängen werde.

»Unglückseliger Prinz! so hat er es doch gethan!« rief Elisabeth in schmerzlicher Bewegung. »Aber die Prinzessin ist unschuldig! ich weiß, daß sie dem Kronprinzen das Versprechen abgenommen hatte, im Lager zu Mühlberg nicht an Flucht zu denken. O dieser furchtbare König! er hat durch seine unmenschliche Behandlung den unglücklichen Sohn zur Verzweiflung getrieben – und will nun die Folgen seines eignen Thuns so schrecklich an ihm heimsuchen!«

»Beurteilen Sie Seine Majestät nicht zu hart, Durchlaucht«, erwiderte Maltheim, »er ist ein Herrscher voll der reinsten Absichten, voll strenger Rechtlichkeit, und sein Land hat

allen Grund, ihm dankbar zu sein. Freilich ist sein Blick in mancher Hinsicht beschränkt; für die genialere Natur seines Sohnes fehlt ihm jedes Verständnis, und was sich nicht nach militärischen Regeln drillen und einzwängen läßt, erscheint ihm leicht als Hochverrat. Indessen kann man hoffen, daß die erste Aufwallung seines wilden Jähzornes sich legen und dann eine mildere Auffassung platzgreifen werde.«

Als der Minister sie verlassen hatte, konnte Elisabeth ihre Gedanken von diesem Bericht nicht abwenden; immer stand ihr die Scene im Lustlager, das rauhe Auftreten des Vaters und die Verzweiflung des Sohnes vor Augen, und ihre Phantasie malte sich die schrecklichen Vorgänge auf der Reise und in Berlin in angstvoll greifbarer Wirklichkeit aus. Sie übersah darüber, daß die Gräfin augenscheinlich von ganz anderen Erwägungen in Anspruch genommen war und schon mehrmals versucht hatte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Lassen Sie uns für den Kronprinzen das Beste hoffen, Mignonne«, sagte sie endlich, »er steht uns glücklicherweise nicht so nahe, daß wir uns persönlich durch sein Schicksal berührt zu fühlen brauchen. Es giebt Prinzen, die uns unendlich viel näher angehen, und auf einen von diesen möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, mein Kind.«

»Wen meinen Sie, *ma tante*?« fragte Elisabeth, indem sie errötend aufblickte.

[57] »Können Sie es nicht erraten? sagt Ihnen Ihr ahnungsvolles Herz nicht, welcher Prinz mit besonderen Wünschen an Sie denkt, *ma mignonne*?«

Die Prinzessin wurde blaß, ein Frösteln überflog ihre Glieder: da kam das Schicksal heran, vor dem ihr seit drei Monaten gebangt hatte! Sie stützte den Kopf in die Hand und bedeckte ihre Augen, ohne etwas zu erwidern.

»Ich sehe, mein geliebtes Kind«, fuhr die Gräfin in feierlichem Tone fort, »Sie ahnen, um was es sich handelt. Seine Excellenz, der Minister v. Maltheim, brachte mir soeben einen Brief Ihres durchlauchtigen Vaters, der mich beauf-

tragt, Ihnen mitzuteilen, daß der Erbprinz Florian von B. um Ihre Hand wirbt.«

Immer noch blieb Elisabeth stumm und regungslos. »Ich sehe Sie erschrocken, überwältigt«, fuhr die alte Dame bewegt fort, »und ich ehre Ihr mädchenhaftes Zartgefühl. Gehen Sie in der Stille mit sich zu Rate und söhnen Sie sich erst vollständig mit diesem Entschlusse aus, der Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke nicht ganz leicht erscheint. Der Erbprinz besticht nicht durch äußere Vorzüge, um so mehr aber wird er durch nähere Bekanntschaft gewinnen, denn er besitzt innere Gaben, die das Glück Ihres Lebens sichern werden. Auch bin ich überzeugt, daß er eine lebhaftere Neigung für Sie empfindet.«

»Glauben Sie das, *ma tante*?« fragte Elisabeth nachdenklich. »Aber ich empfinde nichts für ihn, als eine kühle Hochachtung – und dann ist er katholisch, wir würden also nicht einmal in diesem wichtigsten Punkt übereinstimmen.«

»In Hinsicht der Religion wäre allerdings eine vollständige Harmonie wünschenswert und notwendig«, versetzte die Gräfin mit vorsichtigem Zögern; »eine Spaltung hierin würde das Glück der Ehe gefährden.«

»Wie meinen Sie das, liebe Gräfin?« fragte Elisabeth ahnungslos, »halten Sie es für denkbar, daß Prinz Florian zu unserm Glauben überträte? das wäre freilich schön, aber ich dürfte es, ohne seine volle Überzeugung, doch nicht fordern.«

»Nein, das wäre undenkbar: der fürstliche Gatte muß in allen Stücken das Haupt bleiben, auch in der Konfession; das Opfer eines Wechsels fällt naturgemäß der Braut zu.«

»Wie, Frau Gräfin«, fuhr Elisabeth auf, indem ihre Augen blitzten, »Sie wollen mir zumuten, meine Kirche zu verlassen, meinen Glauben [58] zu verleugnen, meinen heiligsten Gelübden untreu zu werden? nimmermehr!« Sie sprang auf und wollte aus dem Zimmer stürmen, aber die andere hielt sie an der Hand fest.

»Mäßigen Sie sich, Durchlaucht!« sagte sie strenge, »so hef-

tige Aufwallungen ziemen sich nicht für eine Fürstin. Die Kirche ist nur die äußere Form unseres Glaubens, der Kern ist in allen Konfessionen derselbe. Sie sind nicht die erste Prinzessin, der eine solche Zumutung gestellt wird; unzählige vor Ihnen haben dasselbe Opfer bringen müssen und sind dennoch fromm und gottesfürchtig geblieben. Auch Sie werden diesen inneren Kampf bestehen und liebgewordenen Formen entsagen lernen – ich lasse Ihnen Zeit bis morgen, dann bringen Sie mir Ihre Entscheidung.«

Elisabeth verneigte sich und verließ das Zimmer; sie eilte in ihr Turmstübchen und warf sich vor dem kleinen Diwan auf die Kniee. Ein heißer Thränenstrom machte ihrer inneren Erregung Luft. »O mein Gott!« schluchzte sie, »kann dies dein Wille sein? muß der Gehorsam so weit gehen, um meine höchsten Überzeugungen zu opfern? O Mutter, Mutter, warum bist du nicht hier, um dein unmündiges Kind zu leiten, es in dieser Not zu beraten!«

Lange lag sie da, weinend, betend und in tiefem Sinnen, endlich griff sie nach ihrer Bibel. »Sei du mein Orakel, du heiliges Buch; deinem Worte will ich folgen.« Sie schloß die Augen und schlug es auf, ihr Finger zeigte auf die Stelle: »rede, Herr, dein Knecht höret;« zum zweitenmal las sie das Wort: »wollt ihr auch weggehen?« und zum dritten: »fürchte dich vor keinem, was du leiden wirst.« Eine Weile saß sie in ernstem Nachdenken, dann erhob sie sich, und auf ihrem Antlitz lag ein Zug von Entschlossenheit. »Du hast gesprochen, Herr, und ich will dir gehorchen«, flüsterte sie; »ich will mich nicht abwenden von dem, was ich als Wahrheit erkannt habe, und ich will furchtlos den Sturm erwarten, der über mich hinbrausen wird.«

Noch einmal kam ein Zittern über ihre Seele, denn sie dachte plötzlich an die Worte, die sie selbst zum Kronprinzen gesprochen hatte: »schweigen, dulden und gehorchen!« Jetzt fühlte sie, daß es eine Grenze für den Gehorsam gäbe, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. O wie schwer und ernst war das Leben! sie hatte es sich so leicht

gedacht, allezeit das Rechte zu thun, Gott und den Menschen angenehm zu sein, und nun stieß sie so bald schon auf Hindernisse, welche ihre Seele in schwere Kämpfe hineinzogen. –

[59] »Was darf ich Seiner Fürstlichen Durchlaucht schreiben?« fragte am andern Morgen die Gräfin in ernstem Ton.

»Daß ich bereit bin, dem Prinzen meine Hand zu reichen, daß es mir aber vollkommen unmöglich ist, an einen Glaubenswechsel zu denken«, erwiderte Elisabeth fest.

Die alte Dame schwieg eine lange Weile. »Mein armes Kind«, sagte sie dann langsam und mit zitternder Stimme, »du denkst es dir zu leicht, dem Willen eines Fürsten zu trotzen. O, laß dir raten von einer alten Frau, die eine reiche Erfahrung in der Welt gesammelt hat, die dich liebt und dich gern vor allem Schweren behüten möchte«

»Meine teure, geliebte Tante«, rief Elisabeth mit überströmendem Gefühl, indem sie jener Hände ergriff und an ihr Herz zog, »vergeben Sie Ihrem Kinde diese Sorge, die es Ihnen bereitet. Wenn es möglich wäre – Ihnen thäte ich es am ersten zuliebe! Aber Sie können mich nicht elend und unglücklich machen wollen, wie ich es ohne Zweifel sein würde, wenn ich mit meinen Lippen einen Glauben abschwören sollte, an dem doch mein Herz festhielte, als an der reinsten, schönsten Form, in welche die ewige Wahrheit sich kleiden kann!«

Die Gräfin zog sie weinend in ihre Arme und küßte sie zärtlich. »Gott lenke alles zum Besten«, sagte sie traurig, »ich weiß kein Mittel mehr, um Sie zu überreden.«

Einige Tage später kam der Fürst; auf seinem Gesicht lag ein drohender Ernst, den Elisabeth mit innerem Beben sah. Sie liebte ihren Vater, aber sie fühlte sich nicht vertraut mit ihm, denn als Kind hatte sie ihn selten gesehen und in den letzten Wochen nur in Gesellschaft anderer mit ihm verkehrt, mehr wie eine Dame mit einem Kavalier, als wie eine Tochter mit ihrem Vater.

»Die Frau Gräfin hat dir mitgeteilt, daß der Erbprinz Florian dir die Ehre erweist, um deine Hand zu werben; was hast du darauf zu antworten?« fragte er in strengem Ton.

»Daß ich bereit bin, meinem durchlauchtigen Vater zu gehorchen, falls er diese Heirat für unabweisbar hält.«

Der Fürst mußte wider Willen lächeln. »Du gebrauchst eigentümliche Worte, meine Tochter, um deine Zustimmung zu deinem Glück auszudrücken. Du hast wohl nicht bedacht, daß die künftige Herzogin v. B. auf der Stufenleiter des Ranges bedeutend höher steht, als die Prinzessin von Schwarzenborn.«

»Ich strebe nicht nach hohem Rang, mein Vater; ich würde gern [60] in bescheideneren Verhältnissen leben, wenn mein Herz dabei ein Genüge fände.«

»Du wirst es finden, mein Kind; der Erbprinz ist ein Ehrenmann, der dich lieben und hochhalten wird. Wenn du ihm an Geist vielleicht überlegen bist, so wird das deine Stellung nur noch sichern und befestigen; wenn du es klug anfängst, wirst du ihn beherrschen und eine große Macht in Händen haben. Ich hoffe, du wirst dich auch ohne Widerstreben der einzigen Bedingung unterwerfen, durch welche dieses lockende Geschick erkauft werden muß: du wirst dich bereit erklären, die Religion deines künftigen Gatten anzunehmen.«

»Das kann ich nicht, mein Vater«, erwiderte Elisabeth sanft, aber fest.

Der Fürst runzelte unwillig die Stirn, doch bezwang er sich noch und suchte sie mit Gründen zu widerlegen; dann drang er in sie und brach endlich in hellen Zorn aus. Sie stand vor ihm, totenbleich, mit fest zusammengepreßten Lippen und gefalteten Händen; auf alle seine Vorstellungen, Bitten, Drohungen hatte sie nur die eine Antwort: »ich kann es nicht, mein Vater.«

Er trat dicht vor sie hin. »Du glaubst vielleicht«, sagte er mit grollender Stimme, »du könntest, wenn du diese Werbung wie ein thörichtes Kind zurückweisest, an meinem Hofe die Herrin spielen – mit nichten! Ich wollte rücksichtsvoll deine

Verheiratung abwarten, ehe ich mich selbst mit der Dame meiner Wahl verbände; beharrst du auf deiner Weigerung, so werde ich nicht zögern, mein eignes Glück zu sichern. Dann magst du wieder in der Solitüde ein einsames Dasein vertrauern, denn für zwei fürstliche Frauen ist an meinem Hofe kein Raum!«

Ein trübes Lächeln umspielte Elisabeths blasse Lippen. »Glauben Sie, mich damit zu schrecken, Durchlaucht? Ich war hier glücklich und zufrieden, ich werde es wieder sein, – *Ihrem* Glücke, den Rechten Ihrer Gemahlin werde ich sicherlich nicht zu nahe treten. O mein Vater«, rief sie, indem sie plötzlich vor ihm auf die Kniee sank und seine Hand an ihr Herz drückte, »machen Sie mit mir, was Ihnen beliebt, aber bei dem Andenken meiner verklärten Mutter beschwöre ich Sie! verlangen Sie nicht, daß ich die heiligen Gelübde breche, die ich vor Gott und der Gemeinde abgelegt habe. Vergeben Sie mir, daß ich in diesem einzigen Punkte Ihnen nicht gehorchen kann, und fragen Sie sich selbst, ob meine Mutter Ihnen hierin beigestimmt hätte.«

[61] Der Fürst trat einen Schritt zurück, die Erinnerung an die Verstorbene berührte die tiefsten Saiten seiner Seele. »Steh auf, mein Kind«, sagte er mit unsicherer Stimme, »ich will dich nicht zwingen, gegen dein Gewissen zu handeln. Ich werde dem Erbprinzen deinen Entschluß melden lassen, vielleicht läßt er von diesem Verlangen ab. Lebewohl, meine Tochter!« Er küßte sie auf die Stirn und verließ sie mit eiligen Schritten; wenige Augenblicke später saß er im Wagen und fuhr nach der Stadt zurück.

Die nächsten Wochen vergingen den Bewohnern der Solitüde in tiefster Ruhe; Madame Latour schwelgte in dem unerwartet langen Beisammensein mit ihrer geliebten Prinzessin, welche ihrerseits alles that, um die Gräfin zu zerstreuen und zu erheitern. Ihre Sorgen und quälenden Gedanken behielt sie für sich allein; nur das stille Turmzimmer hörte ihre Seufzer, sah ihre Thränen um die dunkel verhüllte Zukunft fließen. Der Fürst kam nicht wieder und forderte

die Damen auch nicht auf, in die Stadt zurückzukehren; sie fühlten es wohl, obgleich keine es aussprach: es war eine stillschweigende Verbannung.

Schon begannen herbstliche Winde zu wehen und mit einzelnen gelben Blättern ihr Spiel zu treiben, schon wurden die Morgen feucht und neblig, die Abende lang und kühl, da kam eines Tages der Minister v. Malthem heraus und bat um eine Unterredung mit der Prinzessin. Sein Benehmen war, wie immer, von ausgesuchter Höflichkeit, aber hinter den glatten Worten des Hofmannes lag noch eine besondere, persönliche Hochachtung verborgen. »Ich komme im Auftrage Seiner Hoheit, des Erbprinzen Florian«, sagte er nach einigen einleitenden Reden. »Seine Hoheit schreibt, daß die edle Festigkeit, mit der Ew. Durchlaucht an Ihrem Glauben festhält, das Gefühl der Bewunderung und Verehrung, das er für die hohe Prinzessin hegte, nur noch erhöht und den Wunsch verstärkt habe, die Hand Ew. Durchlaucht zu gewinnen. Der Erbprinz hat daher seinen erlauchten Vater bewogen, auf die Bedingung eines Übertritts seiner künftigen Gemahlin zu verzichten, und bittet, da hiermit das einzige Hindernis gehoben sein dürfte, um die Erlaubnis, sich demnächst am hiesigen Hofe zur Vollziehung der feierlichen Verlobung einzufinden.«

Elisabeth senkte das Haupt. »Ich habe meinem Durchlauchtigen Vater erklärt«, erwiderte sie nach kurzer Pause, »daß ich mit seinen Wünschen in diesem Punkt vollkommen einverstanden bin, und überlasse alles Weitere ihm allein.«

[62] »So gestatten Sie mir nur noch, Durchlaucht«, sagte der Minister, sich erhebend, »Ihnen meine eigne, ungeteilte Bewunderung Ihrer Handlungsweise zu Füßen zu legen. Sie haben in einer großartigen Weise allen Lockungen des Ehrgeizes widerstanden; Sie haben mit einer edlen Energie, um die Männer Sie beneiden könnten, Rang und Macht für die Freiheit des Gewissens aufs Spiel gesetzt. Wenige Prinzessinnen in Ihrer Lage würden gehandelt haben wie Sie, und es gewährt mir eine hohe Genugthuung, daß Ihre Charakter-

stärke einen vollkommenen Sieg errungen hat und nun den höchsten Lohn empfängt. Möchten Glück und Segen auf den künftigen Tagen Ew. Durchlaucht ruhn!«

Er küßte ihr ehrerbietig die Hand und empfahl sich; Elisabeth sah ihm mit einem wehmütig sinnenden Lächeln nach; sie wußte es am besten, wie wenig das Verlangen nach Macht und Größe in ihrem inneren Kampfe mitgesprochen hatte, dennoch that es ihr wohl, gerade bei diesem Manne Anerkennung zu finden.

Wenige Tage später kehrte die Prinzessin mit der Gräfin an den Hof zurück; bald darauf erschien Prinz Florian. Eine Reihe von Festen folgte der Verlobung; man besuchte den Hof des herzoglichen Vaters, um die Braut den Schwiegereltern vorzustellen; überall sah sich Elisabeth als Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, überall wurde ihre Schönheit, ihr Geist gefeiert. Aber mitten unter all den rauschenden Zerstreungen blieb ihr innerstes Gemüt ernst und traurig; sie konnte das Gefühl nicht loswerden, daß das Ideal, welches sie sich einst von ihrem künftigen Leben gemacht hatte, ihr unerreichbar weit entrückt sei. Ihr erlauchter Bräutigam war gut und freundlich, aber von dem, was ihre Seele am tiefsten bewegte, konnte sie nie mit ihm sprechen.

Der Fürst wünschte die Hochzeit möglichst zu beschleunigen, denn es verlangte ihn, an die eigne Heirat denken zu können. Nur mit Mühe erlangte es Elisabeth, daß ihre Verbindung bis zum nächsten Frühjahr verschoben wurde; sie hegte den lebhaften Wunsch, ihren Geburtstag noch daheim zu verleben. So ging der Winter mit den nötigen Vorbereitungen hin, Prinz Florian erschien oft als Gast am Schwarzenborner Hofe, und alle Welt rüstete sich zu einem glanzreichen Hochzeitsfeste in der fröhlichen Maienzeit.

FRIDA SCHANZ (Hrsg.)

Junge Mädchen

1895–1902

[1897; 99]

Gustas Kur.

Erzählung von Frida Schanz.

Gusta Alderhoff war leidend; schon lange; ja, für eine Mädchenjugend schon eine Ewigkeit, – beinahe zwei Jahr.

Sie habe den trostlosen Zustand, in dem sie sich befand, von ihrem ersten Balle mit heimgebracht, erzählte Tante Marie, die bei Gusta Mutterstelle vertrat, den Bekannten.

Gustava lächelte dazu immer, ein ganz leises, traurig bestätigendes, rührendes Lächeln.

Ja, Tante hatte recht! Mit dem Ball bei Hauptmann Groths hatte es angefangen. Ein mehrwöchentlicher Gliederrheumatismus zuerst, – und infolgedessen alles andre, diese unüberwindliche Erschöpfung, diese Bleichsucht, diese Nerven- und Herzschwäche, diese Müdigkeit, dies hundertfache, durch kein Zureden, kein Bitten, kein Heilmittel zu besiegende: Ich kann nicht! Ich kann nicht mehr!

Nein sie konnte nicht! Wenn man den jammernden Blick ihrer Augen, den hilflosen Ausdruck ihres mageren, weißen, blutlosen Gesichtchens sah, mußte man's wohl glauben.

Nicht essen oder wenigstens beinahe nicht, nicht mehr gehen als das lächerlich kleine Stück vom Bett aufs Sofa, vom Sofa in den Rollstuhl, nicht lesen, nicht lesen hören, nicht sticken, nicht nähen, vor allem nicht lachen, nicht hoffen, daß es besser werden könne, – trotz alles liebenden, bittenden, drängelnden, ja gewaltsamen Zuredens!

[...]

[101] Sie müsse nur wollen, hieß es. Sie dürfe die Bleichsucht nicht einreißen lassen, müsse ihr allen möglichen Widerstand

entgegen setzen, müsse viel und kräftig essen, viel an die Luft gehen, baden, später reiten, schwimmen. Rad fahren. – – Das war alles sehr überzeugend gesagt. Aber die Kranke konnte nicht einmal die erste Stufe dieser Leiter erreichen, sie konnte nicht einmal essen! Sie konnte nicht!

Je mehr man alles in sie hineinquälte, bat, jammerte, je mehr widerstand es ihr. Es war etwas in ihr zerbrochen, versunken! – In den leeren, [102] schwachen Magen hinein wirkten die künstlichen Stärkungsmittel natürlich erst recht nicht. Und gehen! Wie sollte sie denn gehen? Ihre Glieder waren ja so matt. Ein paarmal wurde sie bei den Versuchen wirklich ohnmächtig. Und von da an kam zu der Schwäche noch eine ganz sonderbare, nicht zu überwindende, qualvolle, furchtbare Angst hinzu.

Still liegen, nichts hören, nichts sehen, sich den schmerzlichen Gedanken, dem weichen Mitleid mit sich selbst ganz hingeben, das war das einzige, was sie konnte. Die Besuche der Freundinnen, die erst in großer Menge kamen, um das geliebte Kind aufzumuntern und zu zerstreuen, griffen sie an. Es war etwas in ihrem Zureden, ihrer wenn auch unterdrückten Munterkeit, etwas so Robustes, Störendes, was der Leidenden wie Nadeln durch die Nerven ging. Auch das wahrhaft schmerzliche, seufzerreiche, wort- und wehreiche Mitleid der Tante griff sie an. Lesen, Schreiben, die kleinste Handarbeit, – alles griff sie unsäglich an. Es war schon förmlich zur Grundmelodie ihres armen, jungen Lebens geworden, dies »Ich kann nicht! Es greift mich an!«

Nur einer that ihr wohl, einer, der sein blutendes Herz mit Gewalt bezwang, der mild und zart, lieb und leise war, so heiß die Ungeduld, den Qualzustand beendet zu sehen, an seinem Herzen riß, – ihr Vater.

Ja, Herr Alderhoff war in Krankengesellschaft von seltener Liebenswürdigkeit. Aber was er dabei in sich unterdrückte, das ist gar nicht in Worte zu fassen.

[...]

[103] Sein Anblick, der Anblick des gebeugten, in ein paar

Jahren wirklich alt gewordenen Mannes war es, der den Stadtarzt, den alten Hausarzt und Haus- und Duzfreund der Familie Alderhoff, noch zu einem letzten energischen Auflehnen gegen die Unheilbarkeit von Gustas Krankheit anstachelte. Er hatte seit zwei Jahren ein halbes Dutzend verschiedene Kuren an Gusta versucht, hatte die bedeutendsten Kollegen zu Rate gezogen, war fast verzweifelt über die Mißerfolge seiner Versuche und mochte von dem Falle Gusta am liebsten gar nichts mehr sehen und hören.

Aber der Eindruck des in Gustas Nähe immer so liebenswürdigen, auf der Straße geradezu gebrochenen Mannes rüttelte ihn noch einmal mächtig auf.

[104] Nein, sein ganzer Lebenserfolg war ihm nichts, wenn es ihm nicht gelang, Gusta gesund zu machen! Dieses Kuckucksmädel, das sich förmlich verkroch in seinem Jammer, das auch nicht mit einer Regung, einem kleinen Funken eigenen Willens seinem heißen Bemühen, ihr zu helfen, entgegenkam!

Jetzt wollte er noch mit einem letzten Versuch an sie heran.

Keine Wunderkur!

Sie sollte einfach wieder in dasselbe altbewährte, heilkräftige, schlesische Stahlbad wie voriges Jahr. Aber nicht mit den Ihren, einmal ganz herausgerissen aus der gewöhnten, nachgiebigen, mitleidenden Umgebung von Vater und Tante. Irgend ein recht energisches, kräftiges, eisennerviges Menschenkind sollte für sie gesucht werden und sie begleiten. Und die wollte er schon instruieren! Er freute sich ordentlich darauf.

[. . .]

[106] Ein kurzer Brief nur war's, der aber in wenig kräftig geschriebenen Zeilen schön und ernst und klar ausdrückte: »Ich will und ich kann einer jungen Kranken treue Stütze sein!«

Keine Zeugnisse, kein Selbstlob, keine eifrigen Versicherungen, kein Geschwätz irgend welcher Art. Aber statt dessen eben dieses Bild, das so viel mehr sagte als Worte vermoch-

ten! Ein kräftig gebildetes, volles, gesundes, freilich noch ziemlich junges, aber so unbeschreiblich klar und verständig, so merkwürdig ernst und gut blickendes Gesicht. Dazu ein glattes Kleid, ein schlichter Scheitel, nichts Verschönerndes, nichts Gesuchtes!

Eine Gymnasiallehrerstochter aus dem Thüringischen war's, dies schöne, große, kraftvolle, Vertrauen einflößende Mädchen, an die der alte Doktor umgehend, mit der ganz merkwürdig festen Überzeugung, einer glücklichen Fügung gegenüber zu stehen, schrieb.

Die prompte freudige Rückantwort von Fräulein Anna Weber sagte: »Ich bin zu einer Reise auf mein Risiko betreffs persönlicher Vorstellung mit Freuden bereit!«

[. . .]

[107] »Waren Sie schon einmal Pflegerin, Fräulein Weber?« frug Herr Alderhoff voll Interesse.

Ihre roten Wangen wurden noch ein wenig röter. »In Stellung nie«, sagte sie. »Nur zu Haus und in unserm Städtchen bei Freunden mußte ich viel an Krankenbetten sein!«

Er frug freundlich lächelnd: »Vertrauten Ihnen die Leute so?«

»Ja, sie vertrauten mir!« sagte sie, ihn mit den klaren Augen ruhig ansehend. Da kam das Vertrauen immer stärker, immer wärmer auch in seine Brust. [. . .]

[110]

II.

»Fräulein Anna, nein, was haben Sie nur in Ihrer Stimme? Was haben Sie für eine Macht? Das ist ja Balsam! Das ist ja Lebensluft! Nie, nie, in meinem ganzen Leben, hat mir etwas so wunderbar wohl gethan!«

Gesättigt und dankbar wie nach einem labenden Trunk, flüsterte es Gustas müde, leise Krankenstimme.

Die beiden Mädchen saßen, nachdem die einzige Mitreisende ausgestiegen war, allein im Coupé. Sie waren nun schon den ganzen Tag unterwegs, und der gefürchtete, unüberwindlich scheinende Reisetag war leicht, fast unmerklich vergangen.

Der Abend und damit das Reiseziel waren nahe. Über den reglosen Ährenfeldern, den abgemähten, würzig duftenden Wiesen, den kleinen Häusertrupps, an denen der Zug rhythmisch brausend vorbeiflog, lagen Ruhe und Frieden, eine rosige Klarheit weilte nach dem prunkenden Sonnenuntergang noch in der Luft, erquickend und tröstend, als sei in diesem verklärten Schimmer etwas Schmerzhaftes selig aufgelöst.

Und dazu ruhte Gustas Kopf so weich und geborgen an Annas Schulter, und Anna redete ihr so herzlich und liebevoll zu:

»Machen Sie sich's recht bequem, liebes kleines, krankes Kind! Ob mich's geniert? das müssen Sie wirklich nicht mehr fragen! Ich bin glücklich, wenn ich Ihnen wohl thun kann! So, so ist's schön! Augen nun [111] ein bißchen zu, bitte! Die haben heute wirklich schon genug gesehn und sehn heut noch eine ganze Menge Neues!«

Schützend schlang sie den Arm um die kleine zarte Gestalt. Gustas lange blonde Wimpern sanken wirklich auf die eingefallenen Wangen herab. Sie schlief nicht. Aber so zu liegen, an dieses liebe, gute, kraftvolle, junge Geschöpf angehuschelt, das that so unbeschreiblich gut.

Ein Strom von Leben schien von diesem blühenden Körper, von diesem reichen, warmen, ruhig klopfenden Herzen auszugehen. Wie war ihr Anna in diesen vier Tagen, in denen sie sie kennen gelernt, lieb geworden! [...]

[116] Gusta ließ ihre geliebte Pflegerin nun gar nicht mehr los, das Kind, das nie eine Mutter, nie eine ältere Schwester gekannt hatte, kam bei ihr zum Ausbruch. Sie nistete sich fest ein an Annas liebevollem Herzen.

»Nenne mich du«, flüsterte sie, überfließend von tiefer Bewegung. »Laß mich auch du zu dir sagen«, bat sie. »Du Süße, Starke, du kannst einem wohlthun! So etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Aus tiefstem Herzen danke ich Gott, daß ich dich nun habe, daß du mich nun pflegen willst, du Sonnenschein, du Jugend in Person! Bleibe bei

mir! Jahre lang! Immer! Ich werde nie wieder gesund werden! Kraft, Wille, alles ist zu tief versunken! Aber daß ich dich habe, macht mir es leicht. Sei du mein Wille, sei du meine Kraft! Ich habe dich lieb! Mächtig lieb! Fühle einmal! Mein Herz pocht wie ein Hammer an eine Glocke: »Ich habe dich lieb!«

Anna sagte einfach und innig: »Süßes Herz! Ich habe dich auch lieb! Das hätte ich nicht gedacht!«

»Was denn?« frug Gusta.

»Daß ich dich so lieb bekommen würde, du liebes Gustel! Mitleid hatte ich viel. Aber mein erster Eindruck von dir war dennoch: Nein, ist das eine kleine schlimme Ichperson!«

»Und ich«, gestand Gusta, »denke, ich hatte geradezu Furcht vor dir, du warst mir zu stark, zu gesund. Und nun ist das gerade mein Trost, so ein starker, fester Mensch, an den man sich anhalten kann! Und dabei so weich und warm! Weißt du, ich glaube, gerade die Zartheit der starken, stämmigen Naturen, das ist die wahre, segensvolle!«

Anna sagte scherzend: »Süßes Kind, so eine Riesendame, wie du mit Gewalt aus mir machen willst, bin ich im Grunde gar nicht!«

[...]

[117] Gusta, die sonst viel von Schlaflosigkeit geplagt wurde und angstvolle Nächte durchlebte, wachte in dieser Nacht ein einziges Mal aus tiefem, ruhigem Schlummer auf, von einem wunderbar hellen, inneren Glücksgefühl aufgeweckt.

Sie konnte sich erst nicht besinnen, wo sie war. Als sie sich aber in die Sachlage fand und im schwachen, durch helle dichte Zuggardinen gedämpftem Mondschein Annas Bett an der entgegengesetzten Wand erkannte, durchzuckte sie eine unbeschreibliche Freude.

Wie eine warme Welle kam die Erinnerung an den holden Freundschaftsschluß, das Gefühl der Liebe und Bewunderung für Anna über sie. Mäuschenstill lag sie da, um des guten Mädchens liebe Atemzüge zu erlauschen.

Als sie merkte, daß Anna gar nicht fest schlief, sondern von Zeit zu Zeit leise und lautlos den Kopf aus den Kissen aufrichtete, übermannte sie die Rührung.

»Wie gut sie ist! Ihren ganzen Tag weihst sie dir, und selbst nachts lauscht sie nach dir, statt zu ruhn«, dachte sie. Das Gefühl des Glückes, dieses herrliche, fertige, liebenswürdige Menschenkind so ganz für sich zu haben, kam über sie wie ein Rausch. Sie rührte sich nicht, um den Zauber nicht zu stören. Und dabei fielen ihr endlich die Augen wieder zu, die beglückten Wachgedanken gingen über in einen zarten duftigen Traumschlummer, aus dem sie erst erwachte, als die Morgendämmerung die ersten leisen Tagesgeräusche im tiefen Thalfrieden des Örtchens erweckte.

Es war abermals ein so allmähliches Sichbesinnen wie nachts, aber sie wurde jetzt klar und rasch in die Wirklichkeit hineingeführt, da Anna im hellblauen, langen Kattunmorgenrock schlank und lang an ihrem Bette stand.

[118] Mit ganz entzückter Gebärde streckte Gusta der lieben Gefährtin die Hand entgegen: »Wie? Du bist schon wach? Nein, so etwas Reizendes! Ich liege sonst früh immer so viele Stunden lang allein – –!« Sie stockte.

Es schien ihr wunderbar, daß Anna die Hand nicht nahm. Staunend blickte sie an ihr hinan. Wie seltsam ernst und steinern Annas liebes Gesicht jetzt im Morgengrauen auf einmal aussah! Eine stumme Pein lag darauf.

»Um Gotteswillen, was ist dir denn?« frug Gusta erschrocken.

Anna machte ein Zeichen der Beschwichtigung. »Nichts, hoffentlich nichts Schlimmes«, sagte sie mit auffallend leiser, trockener Stimme. »Aber ich muß dir leider etwas sagen. – Es thut mir furchtbar leid; – ich kann dich nämlich wahrscheinlich nicht weiter pflegen, mein armer Liebling. Wir müssen gleich deiner Tante und deinem Vater telegraphieren, daß sie kommen, müssen uns trennen, ich bin dummer, unbegreiflicher Weise krank geworden diese Nacht – –«

Gusta richtete sich ganz entsetzt in die Höhe. Sie glaubte,

nicht recht gehört zu haben. »Du? krank?« rief sie. »Das ist ja nicht möglich –«

Ganz ruhig und gefaßt sagte Anna: »Leider doch! Faß mich nicht an, mein Liebling! Ich habe ganz tolles Fieber. Es fing mit entsetzlichen Schmerzen an diese Nacht; unvermutet, wie ein Dieb kam's, ich kenne das, ich habe vor Jahren schon einmal so etwas gehabt –«

[. . .]

[119] Und Gusta lehnte wie vernichtet, wie aus dem Himmel gefallen, zwischen ihren Polstern.

Sie machte sich's nun erst ganz klar, was ihr geschehen war. Anna, die sie pflegen sollte, der sie sich kaum, vertrauend, hingebend und erlöset ans Herz gelegt, ihr entrissen, alles aus, die Gesunde krank!

Sie kam sich vor, wie ein Schiffchen, ins uferlose Meer gestoßen.

Wie sollte sie es nur fassen?

Wie konnte Anna ihr so etwas anthun?

Sie stellte sich Anna in ihrer Kraft, ihrer reizvollen Frische vor, wie sie sie gestern und alle die Tage her gesehen hatte. Auch gestern abend war Anna ja noch tadellos auf dem Posten gewesen, selbst nachts – –

»Nachts?« – – Eine heiße Schamröte stieg der kleinen Gusta auf einmal ins weiße Gesicht. Sie hatte ja gesehn, daß Anna nicht schlief, den Kopf öfter lautlos erhob. Als ganz selbstverständlich hatte sie es gelten lassen, daß dies in ihrem Dienst, ihretwegen, zur Bewachung ihres Schlafes geschehn. Und Anna hatte schon Schmerz gelitten, hatte sich nicht zu rühren gewagt aus Angst und Rücksicht, Gusta nicht zu stören. Aber mit keinem Hauch, nicht von fern, hatte sie an etwas Arges gedacht, sie hatte es eben nur ruhig, wohligh und gemütlich angenommen, daß die andre für sie wachte, für sie da war.

Ein zartes, weiches, schmerzliches Mitleid stieg in ihr auf.

[. . .]

[120] Die Anordnungen des über Annas Zustand sehr er-

schrockenen Arztes, daß die Kranke sofort von ihrem Pflegling weg in das schon bereitete eigne [121] stille Zimmerchen transportiert werden solle, stießen bei Gusta auf den lebhaftesten Widerstand.

Sie erklärte mit dem größten, hartnäckigsten Ernst: »Ich möchte meine Freundin auf keinen Fall verlassen!«

Der junge Kurarzt kannte in dem erregten, eigensinnigen, schmerzlich bewegten Mädchen das matte, hinsterbende, gleichgültige Kind, das im vorigen Jahr durch seine Passivität alle seine Mühe zu nichte gemacht, kaum wieder.

Natürlich konnte er ihr keinesfalls den Willen thun. Anna war schwerkrank, so schwer, wie gerade diese ganz blühenden, heilen, kernfesten Naturen zuweilen jäh werden. Unmöglich konnte er das schwache Pflänzchen Gusta, das ihm von dem sorgenvollen Vater so heiß und dringend ans Herz gelegt worden war, der geschlossenen Luft, der Traurigkeit, den Aufregungen eines Krankenzimmers aussetzen.

Er hatte aber nach der sehr schweren Untersuchungs-Viertelstunde oben im Dachstübchen an der armen Anna Bett in dem langen Beruhigungsbesuch bei der kleinen Bleichsuchtpatientin noch eine zweite, sehr mühevollen und schwierige Aufgabe.

Eine schöne Aufgabe aber freilich auch.

Er merkte gerührt, daß hier mehr auf dem Spiele stand, als die verlorene, eigennützig beklagte gute Pflegerin des hilflosen, verwöhnten Geschöpfchens. Gusta war verzweifelt. So schnell war alles gegangen, wie im Traum war Anna ihr entschwunden.

Die Blume Mädchenfreundschaft hat, wenn sie einem richtigen, sinnigen Beschauer einmal so recht überraschend in ihrer ganzen echten Schönheit aus den Deckblättern jugendlicher Zurückhaltung entgegenleuchtet, etwas wahrhaft heiliges, tiefrührendes.

Doktor Stolze hatte diese Blume durch Gustas Angstthänen hindurch lieblich leuchten sehen. Und deshalb sprach er dem

schluchzenden Mädchen auch so allerliebste verständnisvoll und freundlich zu.

Sie solle es der teuern Kranken, die wirklich ein selten prächtiges Geschöpf sein müsse, zuliebe thun, sich recht zu mäßigen und zu bezwingen. Anna werde ihn ja immer nach ihr fragen. Und wenn sie sich nur ein paar Tage zusammennehme, ein bißchen kräftig äße, artig Brunnen trinke, keine so strafwürdige, empörende Schlawheit und Gleichgültigkeit gegen ihre Gesundheit an den Tag lege, wie voriges Jahr, dann schade ihr vielleicht auch ein bißchen Krankluft nicht, und sie könne einmal, am dritten oder vierten Tage vielleicht, die Treppe hinaufgetragen werden zu ihrer Freundin.

[122] Gustas schöne Kinderaugen leuchteten traurig froh. »O, wirklich?« rief sie sehnsüchtig. »Am Ende auch gehen?«

Der Doktor, der über den letzten verzweifelten Brief von Gustas Vater sehr traurig und verstimmt gewesen war, sagte fast bitter: »Das können Sie ja nicht!«

Gusta blickte schmerzlich grübelnd vor sich hin. »O das kann ich am Ende«, rief sie dann plötzlich, als habe sie im grauen Strom ihrer Gedanken eine helle Entdeckung gemacht.

[. . .]

[125] Anna litt unbeschreiblich. Es ward nun gar nicht mehr darauf geachtet, ob es für Gusta ein großes Heldenstück, ein besonderes Wagnis sei, zu ihr zu gehen; es war allen, den Doktor inbegriffen, nach der kurzen Verwunderung über das erste Mal ganz selbstverständlich, daß sie es wieder und wieder that, daß sie mit Ausnahme der Mahlzeiten und ihrer Kurobliegenheiten eigentlich gar nicht viel aus dem Krankenzimmer, in das sie der starke Magnet inniger Liebe zog, wich.

[. . .]

[126] Sie, die bisher nur das kalte, trockene, uninteressante »Für sich« gekannt, lernte das selige »Für andre« kennen, das wahre Menschenglück, das köstliche Dienen.

Beschämend kam es ihr zum Bewußtsein, wie sie ihr Leben vertändelt hatte mit tragem, selbstüchtigem Jammer. Immer entschiedener wurde da ihr Wille, immer ernster wurden ihre Anstrengungen, immer zarter, weicher ihre Griffe.

Anna sagte mitten aus den wilden Schmerzen heraus einmal unsäglich befriedigt und dankbar heiter:

»Du hast eine Art, Kranke zu pflegen, Gustelchen! Von dir kann man lernen. Davon bitte ich mir einen Ableger aus, du Engelskind!«

Da war sie glücklich.

BERTHA VON SUTTNER (Hrsg.)

Frühlingszeit

1896; 2. Aufl. 1906

[48] *Ferdös.*

Türkische Novелlette von Helene Böhlau

(Frau al Raschid Bey).

[. . .]

[49] Sie ist blütenjung. Ihr weißes Gewand, so ein dünnes, naives Kittelchen aus Mull, das von einem gelben Band zusammengehalten ist, umschließt eine liebliche Gestalt, die so biegsam und schmiegsam wie eine junge Zeder erscheint; und über dem dunklen Haar liegt ein Schleier, weiß mit goldenen Sternen eingewebt. Er liegt ganz leicht auf und beschattet das bräunliche Gesicht, die einfachen, schönen Züge.

Die eine äußerste Kante hält sie mit den Zähnchen fest, des Anstands wegen, denn der alte Kabuli hat es an der Gewohn-

heit, zwischen dem Lesen aufzusehen und ein Weilchen den Bosphorus hinauf- und hinabzublicken. Fällt sein Blick trotz des Teppichs auf seine Schülerin, so sollte sie verschleiert sitzen, und das ist verschleiert, wenn auch nur ein Zipfelchen ihr den Mundwinkel bedeckt.

Mit dem alten Kabuli nimmt man es nicht so genau, der kennt sie von ihrer frühesten Kindheit an.

Sie blickt auch den Bosphorus hinauf, immer nach einer Richtung, nicht dahin und dorthin, wie der alte Kabuli, der den Mai anschaut und an seinen Mai im fernen Afghanistan denkt.

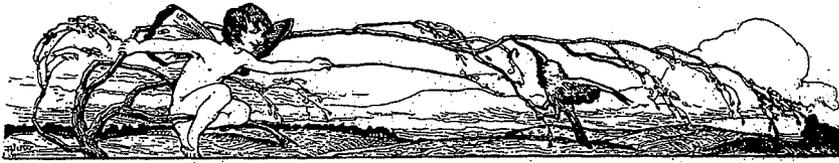
Sie schaut nicht nach dem Mai aus. Sie sitzt mitten darin. Er streift ihr mit dicken Büscheln, mit Rosen- und Glyzinium-Wolken den Schleier, die Schultern und die langen, feinen bräunlichen Hände. Das ist selbstverständlich, das hat sie oft genug erlebt. Den blauen Bosphorus mit seiner starken Strömung und seinen lustigen Delphinen und den großen russischen Schiffen, die stumm, gewaltig keuchend vorüberauschen, dem Marmara-Meere zu; die dunklen Zypressen und die über und über aus [50] Stamm und Ästen blühenden Judasbäume und das Farben- und Sonnengefunkel, das kennt sie alles, danach blickt sie nicht mehr. Die Kaïks, die wie schlanke Forellen so geschickt und schnell vorübergleiten, auf die schauen die mandelförmigen Augen lebhafter wie auf manches andere.

Es ist schon eine ganze Weile, daß die Mutter und die Vaterschwester hinüber zur asiatischen Seite fuhren. Sie könnten schon zurück sein. –

Ein Seufzer kommt von den unschuldigen Lippen, ein wirklicher und wahrhaftiger Seufzer. Die alte blonde Amme sieht bedächtig auf. Sie hält die Arme um ihre Knie geschlungen; so kauert sie schon seit lange und hat immer etwas schläfrig vor sich hingesehen.

Iskender Kabuli brummt gar zu eintönig. Die Sonne steht hoch am Himmel. Alles ist kristallklar und durchleuchtet.

Man wird müde.



Die Kaïks schießen vorüber, immer neue, immer neue – und das eine, das kommen soll, kommt nicht, und die dunkeln, mandelförmigen Augen blicken immer aufmerksamer hinüber zur asiatischen Seite.

Sie sind zu Schach Saïf-ed-din gefahren, die Mutter und die Vatersschwester.

Sie hat die beiden von Welle zu Welle verfolgt, bis sie bei der großen Windung des Bosphorus verschwanden.

Sie hat sie dann nach der Landung Schritt für Schritt in Gedanken weiterverfolgt, bis sie an dem silbergrauen breiten Haus von Schach Saïf standen und an die Gartentür mit dem bronzenen Schlangenring klopfen. Und wie sie dann hineingeführt wurden in das Empfangszimmer von Schach Saïfs Frau. –

Wie kannte sie das so gut, den hohen Raum mit den vielen Fenstern, die hinaus in den Garten mit den großen Lorbeerbäumen und den Unmassen Rosen schauten, die Teppiche und Tischchen und den großen breiten Diwan, der mit einem Stoff aus Goldbrokat, in den große, grüne Lorbeerzweige eingewebt sind, überdeckt war. Den Stoff hatte der Schach vom Padischah geschenkt bekommen, und hat ihn seiner Frau für ihr Empfangszimmer gegeben.

Das wurde im ganzen Haus von allen wiedererzählt.

Im Nebenzimmer steht der Pariser Flügel der Frau des Schachs, auf dem hatte sie immer so schön gespielt!

Früher war sie oft dort gewesen, als Kind oft wochenlang, ehe sie verschleiert ging, – und wie wenig Jahre sind es seitdem her, – und doch wie lange kommt's ihr selbst vor, daß sie den Jaschmak trägt.

Die Söhne des Schach waren damals ganz kleine Kinder



gewesen, mit denen unsere Ferdös gespielt hatte. Sie dachte daran, wie die Frau immer so lustig war und immer über alles gelacht hatte. So viel Zucker, Schecker, arabisches und fränkisches Konfekt gab es da, und der alte Schach brachte immer etwas mit, auch für Ferdös, das kleine Mädchen.

Die großen Söhne des Schach, von seiner ersten Frau, waren auch immer im Haremlik gewesen, erwachsene Männer, einige von ihnen waren schon verheiratet.

[51] Und diese Männer hatten mit den Kindern gespielt und hatten der Frau zugehört, wenn sie am Flügel saß, und hatten miteinander gesprochen und mit der Frau gesprochen und gelächelt, wenn die Frau gelacht hatte. Wenn der alte Schach Saïf-ed-din kam, waren sie alle aufgestanden und hatten ihren Salam gemacht.

Es ist immer sehr hübsch dort oben gewesen. Der Jüngste hatte mit ihr, der kleinen Ferdös, oft gespielt, sie sein kleines Weib genannt und ihr Konfekt und Handschuhe und Pantöffelchen mitgebracht, alles immer in rosa Düten aus Tarlatan gewickelt. Die anderen Söhne waren alle schon damals bärtige Männer gewesen, denn die erste Frau des Schachs, die drüben in Stambul wohnt, ist schon hochbetagt, so alt wie der Schach selbst, sehr, sehr alt.

Die junge Ferdös erinnert sich noch an alles, was ihr bei Schach Saïf-ed-din begegnet, während sie jetzt auf ihre Mutter wartet – und auf Iskender Kabulis arabisch-französisches Gemurmel nicht hört.

Der Jüngste von der ersten Frau von Schach Saïf-ed-din war dann hinauf nach Pera ins französische Lyzeum zum Studieren getan worden.

Seit sie verschleiert ging, hatte sie, wenn sie mit der Mutter

ihren Besuch machte, nur hören können, wie die Söhne der ersten Frau, die gemütlich im Haremlik zusammengesessen, in das Nebenzimmer gingen und von da hinunter in das Selamlik zum Schach.

Ob da auch der Jüngste dabei gewesen war, – sie wußte es nicht.

Sie saß dann mit der Mutter und der Frau des alten Schach auf dem Diwan. Eine Sklavin brachte die kleinen Kinder und zwei, drei andere machten sich mit dem Kaffee zu schaffen und servierten ihn in den kostbaren Täßchen, die zu den Goldfiligran-Näpfchen gehörten. Konfekt gab es auch genug. Zuerst, wie immer, eine Schale voll eingemachter Rosenblätter. Es war alles sehr gut und sehr schön. – Die Frau des Schach spielte, nachdem sie an der Tür gelauscht hatte, ob alle auch wirklich gegangen waren, drinnen auf dem Flügel wieder alles mögliche; – aber früher, unverschleiert, war es lustiger gewesen.

In welchem Lande der Welt, das die Wonne des Frühjahrs kennt, wäre das Leben im Mai nicht schön! Und gar am Bosphorus, in den sanft aufsteigenden Terrassengärten, die so voller Duft und Blüten sind, mitten unter dunklen Zypressen, Pinien und der Rosen-Glyzinien-Überfülle, unter den mächtigen Lorbeerbäumen und im strahlenden Sonnenlicht. Sie hatte es gut, die schöne Ferdös, in dem weißen unschuldigen Gewändchen, das den Herzschlag nicht beenzt, und beschattet von dem losen Schleierchen, mit goldenen Sternen eingestickt, dem alten Kinderschleierchen, das sie jetzt freilich auf der Straße mit einem ehrbareren vertauschen mußte, mit dem Schleier aus weißem Mull, der das ganze Haupt, Stirn, Kinn und Mund und das Nasenspitzchen verhüllt und nur die schwarzen Strahlenaugen freiläßt, – und bei einem so guten Vater – bei einem so freundlichen würdigen Manne und einer Mutter, der sie gestern mit klopfendem Herzen im Arm gelegen, lachend und weinend. – Sie war so ruhelos gewesen; Tag und Nacht ruhelos. Sie hatte nicht Schlaf gefunden und hatte wachend geträumt, – die Augen brann-

ten ihr. Es war ihr, als wenn ihr die ganze Seele in Feuer stände, – ihre ruhige Seele! Es war so über sie gekommen, hatte angefangen sie zu verzehren, wie die Flamme das Licht. –

[52] Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Besuch bei Schach Saifs Frau machen wollte, und hatte sie dabei in die Arme genommen, und da war es ausgebrochen, da war die Offenbarung gekommen. Unter Lachen und Weinen hatte das junge Mädchen geflüstert: »Ja, geh – geh – wenn du mich lieb hast – geh.«

Und die Mutter hatte sie auf die Stirn geküßt. Das Mädchen hatte leidenschaftliche Tränen vergossen und immer stürmisch wiederholt: – »Geh – ja geh, wenn du mich liebst – und wenn ich leben soll!« Die Mutter wußte sehr wohl, wer den letzten Freitag bei der Ausfahrt nach Gök-Shu auf dem schönen arabischen Schimmel neben der Equipage, in der sie und Ferdös gesessen, einhergeritten war.

Da hatten sich zwei dunkle Augenpaare getroffen, da hatte Ferdös den jüngsten von Saif-ed-dins Söhnen erkannt, ihren alten Gefährten.

Die Augen hatten gesprochen in den wenigen Augenblicken, in denen sie sich nahe gewesen.

Kein Gruß – kein Wort, – und doch hatten sie Erinnerungen ausgetauscht, die schönen Erinnerungen, in denen rosa Düten aus Tarlatan, mit Konfekt gefüllt, Handschuhe und Pantöffelchen eine Rolle spielten, und ernste, bärtige Brüder und eine Frau, die über alles lachte – und der freundliche würdige Schach, und die kleinen Kinder der zweiten Frau.

Und diese dunkeln, warmen Sonnenaugen hatten sich über weit mehr verständigt, als über Erinnerungen.

ELSA ASENIEFF

Unschuld

1901

[14]

Ehe.

Die Mama war immer so bleich. Soweit sich Maria zurückerinnerte, aus ihren Mädchenjahren bis zurück in die Kinderzeit – immer sah sie die Mutter bleich, mit den ernstesten, wunden Augen und dem milden Lächeln um die Lippen.

Der Papa liebt die Mama nicht. Entschieden! Maria sagt dies niemandem, niemandem! Dennoch ist es so. Sie hat es schon als Kind gefühlt. Sie wußte nichts damals, dachte nichts – aber sie litt!

Niemals gab es Szenen oder Roheiten im Hause. Die Eltern blieben immer vornehm und gebildet. Aber es fehlte der Sonnenschein. Das Weiche, Gütige, welches in einem Blick [15] sich offenbart! Und wofür gerade Kinder, denen Worte noch unverständlich sind, ein so feines Empfinden haben.

Aber jetzt war sie schon ein Mädchen. Und es blieb das Gleiche. Nie hörte sie zanken, oder ein rohes Wort. Aber es war da, wie die Gewißheit, saß gleich einem Schiefer in schmerzender Wunde. Sie wußte und schwieg. Niemand erfuhr ihr Geheimnis.

Sie litt.

Aber heute geschah Schreckliches. Sie saß mit Mama. Diese am Sofa, sie selbst ihr *vis-à-vis* vor dem Spiegel, mit dem Rücken gegen die Thür.

Es begann zu dämmern. Beide schwiegen. Da verstanden sie sich am besten. Sie hätte so gerne ihre Arme um Mutters Hals geschlungen, in heißen Küssen flüsternd: Du arme, arme Mami! Aber es ging nicht. So durfte sie mit der, die ihr das Leben geschenkt, nicht sprechen. Wie hätte sie der Tochter klagen dürfen – – –

Also schwiegen beide, nur ihr Empfinden sickerte in feinen Wellen durch den Raum, ver-[16]mischte sich, während die Lippen geschlossen blieben.

Es läutete.

Der Papa! dachten beide, aber niemand sprach es aus.

Und plötzlich fühlten sie eine schwere Müde in den Gliedern. Sie wollten ihm entgegen, ohne es zu können. Es war etwas in ihnen, wie im Kinde, dem vor Schlaf die Lider zufallen – schwer – müd – – –

Der Papa lachte, er ging durch die Zimmer. Endlich kam er ins Nebengemach. Er schäckerte mit dem Stubenmädchen, das Licht anzünden wollte.

Maria sah es genau durch den Spiegel. Da – schrecklich – ganz unmerklich zuckte Mama zusammen. Sie konnte es nicht beschreiben. Es war, als ob ihre Seele innen einen Ruck bekommen hätte. Dabei spreizten sich ihre Augen auseinander, als sähe sie in einer Vision den Tod vor sich. Die arme Mama! Es dauerte alles nur eine Tausendstel-[17]sekunde. Papa hatte das Mädchen in die Wangen gekniffen.

Nun fühlte sie Mamas gefolterten Blick: Hat meine Tochter gesehen?

Da blickte sie in schamhaftem Mitleid auf die Tischdecke: ich denke schon die ganze Zeit, wie diese Gobelins heutzutage eigentlich ganz schön imitiert werden können.

»Ja, nicht wahr«, sagte die Mama. »Siehst du, alles ist möglich, wenn man nur ernstlich will.«

Dann stand sie auf, laut rufend: »Guten Abend, Papa.« Und ging dem Gatten entgegen.

Darauf saßen alle drei unter der Lampe. Papa, sie und Mama, mit den wunden, traurigen Augen und dem gütig-verzeihenden Lächeln – die Gute – Edle –

HERMINE VILLINGER

Mein Klostertagebuch

1905

[Im Klosterpensionat]

[12]

3. Juni 18 ..

Ich muß wirklich sagen, ich bin ein gottgesegnetes Geschöpf, denn ich habe Freundinnen, die fast alle wahre Vollkommenheiten sind. Sie heißen: Lisbeth, Marie, Cécile, Ida, Juliette, Anna, Else, Fanny.

Mit Cécile ging es mir so:

Sie war die *ancienne* des großen Dortoirs und mein Bett stand neben dem ihrigen. Ich war damals, natürlich lang vor meiner ersten Kommunion, ein schrecklich unartiges Geschöpf. Wenn dann Cécile den Rosenkranz in ihrem Bett betete und so ernsthaft fromm dabei aussah, da konnte ich nicht anders, und plötzlich flog ihr mein Kissen an den Kopf. Natürlich schalt sie und die andern lachten, und so gab's jeden Abend einen Skandal im Dortoir.

Endlich, wie ich eben anfang, besser zu werden, was geschieht?

Ich komme eines Abends ins Dortoir und finde Céciles Bett neben mir zugedeckt. Ach und nun wußte ich's und alle Welt wußte es: Cécile war ins Noviziat eingetreten. Ich warf mich über ihr Bett hin und weinte wie verrückt.

[13] Mère Clémence blieb bei mir stehen:

»Wer wird sich so gehen lassen, mein Kind!« sagte sie.
 »Überwinden Sie Ihren Schmerz; Sie haben Ihre Freundin nicht verloren, und wenn Sie vernünftig sind, so werde ich die *révérende mère* bitten, Ihnen morgen *sœur* Cécile für eine Weile zu schicken.«

Sie kam wirklich in ihrem weißen Häubchen, und seither

habe ich sie noch recht oft gesehen, aber ich weiß nicht, es ist doch nicht mehr dasselbe, wenn man nicht mehr miteinander singt und sich freut und ärgert.

Auch Lisbeth und Marie gehen herum wie halbe Heilige, so daß ich in der größten Angst bin, sie könnten auch eines Tages im Noviziat verschwinden. Gottlob, Lisbeth wird nie zur rechten Zeit in der Toilette fertig; das ist wenigstens ein Fehler.

Valérie, die Französin ist und sehr schön, ist jedenfalls die Weltlichste. Manchmal, in einem Winkel des Gartens oder Korridors, spielt sie uns Theater, und das ist prachtvoll; bald ist sie ein alter Herr, bald eine alte Dame, eine *mondaine* oder eine Nonne; wenn sie aber die *Phèdre* spielt und wie ein Wirbelwind spricht, mit ausgestreckten Armen und rollenden Augen, das ist ganz wie auf dem Theater und einfach prachtvoll. Aber es kommt mir vor, als ob unsere *mères* das nicht gern sehen, wenn sie spielt, und Valérie scheint das zu wissen; denn sie hört immer schnell in der *Phèdre* auf, wenn *mère* Clémence in die Nähe kommt. Ich glaube, nie-[14]mand liebt Valérie außer *mère* Dominika, die auch Französin ist.

Ich habe einmal gehört, wie Valérie zu ihr sagte:

»Wer versteht mich denn in diesem Haus – niemand als Sie, *ma mère!*«

Seitdem ist sie mir unendlich interessant.

Auch Ida ist anders als die andern; sie ist sehr gelehrt und weiß schon alles, hat in der großen Klasse ein Extratischchen und lernt was sie mag. Alle Daten in der Geschichte hat sie im Kopf. Aber sie korrigiert einem immer; mich z. B. schreit sie fortwährend an: »*Les verbes, Hermine, les verbes!*«

Ihre Vergangenheit ist eine sehr bewegte. Sie ist schon fünf Jahre im Kloster und war im Anfang furchtbar böse. Eines Tages findet die *révérende mère* ihre Lieblingspflanzen im Korridor, alle mit abgeknickten Blumen; auf der Erde lagen sie.

Die *révérende mère* kam in die große Klasse, wo die Kinder zum Abendgebet auf den Knien lagen.

»Wer von Ihnen hat mir meine schönen Pflanzen verdorben?« fragte die *révérende mère*.

»Ich«, sagt Ida und steht auf.

»Aber mein Kind, warum haben Sie das getan?«

»Damit man mich fortschickt.«

Darauf schrieb man an Idas Vater, er möchte sie holen, und er kam und bat die Klosterfrauen, sie möchten doch das Kind um alles in der Welt behalten, es habe [15] keine Mutter mehr, und er wisse gar nicht, was anfangen mit dem wilden Mädchen.

Dies alles hat man mir erzählt. Jetzt ist Ida die *ancienne* des Klosters, der man zu gehorchen hat, wenn die Lehrerinnen nicht da sind. Sie hält sich sehr gerade und ist sehr streng, aber sie kann furchtbar lachen. Auch hat sie immer einen Kummer, und man sieht sie in einem Winkel des Korridors bald der *révérende mère* bald *mère Clémence* etwas anvertrauen, wobei sie schrecklich weint. Wenn ich doch nur auch einmal einen so interessanten Kummer hätte!

1. Juli 18 ..

Ich weiß jetzt, was Ida für einen Kummer hat: weil ihr Vater protestantisch ist.

Vielleicht ist es sehr sündhaft von mir, aber da würde ich wirklich nicht weinen, denn was kann denn so ein armer Vater dafür? Wenn ich nur an meinen Papa denke, bin ich froh, und ich hätte ihn gerade so lieb, selbst wenn er noch was Ärgeres als protestantisch wäre. Es war immer zu schön, wenn er uns mitnahm; einmal in eine Menagerie, da war ein großer, stiller Löwe, und Papa ging hin und streichelte ihm die Tatze, worauf der Löwe die Augen schloß und Papa nicht das geringste tat. Ich aber streichelte einen Affen, und der riß mir [16] all meine schönen Maiblumen vom Sonntagshut und hatte ein solches Vergnügen dran, daß es zum Totlachen war. Hermann aber war auf den Elefanten geklettert, und wie er

wieder herunterkam, waren seine weißen Höschen rabenschwarz.

So hatte jedes sein Vergnügen gehabt.

3. Juli 18 ..

Ich mache es nämlich so: ich eile mich sehr mit dem Nachlesen der heiligen Messe, so daß ich eine ganze Weile vor dem Herrn Pfarrer fertig bin. Dann denke ich heim. Ich hoffe, der liebe Gott nimmt mir das nicht übel, aber wann soll man's denn tun? Kaum ist man im Bett, schläft man; während der Rekreation singt und lacht man, und in der Klasse soll man aufpassen. Nur in der Kirche, da ist Ruhe. Und das ist dann so wunderschön, wenn es so kommt! Erst taucht eine Gasse auf, z. B. der Kasernenplatz, wo einem an der Ecke der Wind immer den Hut nahm. Oder der Schloßplatz, wo ich vor meiner Abreise auf den Ketten saß, und es mir so sterbensübel war, weil ich ein Viertelpfund Schokolade gegessen hatte. Das hatte ich von der Mama einer Schulfreundin bekommen zum Abschiedstrost.

Oder die Hirschstraße mit der großen Bretterwand, wo Mama einmal sagte: »Hier ist die Welt mit Brettern [17] vernagelt.« Und wie mir das – ich war noch ganz klein – zu schaffen machte und ich zurückblieb und so gern durch ein Loch geschaut hätte, um zu sehen, wie es aussieht, wenn die Welt aufhört. Gewiß hätte mich Papa zu dem Loch hinaufgehoben, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Aber alles ist so geheimnisvoll, wenn man klein ist; ich glaube, man weiß nicht, daß man fragen kann.

In der Waldstraße, wo wir wohnten, war ich einmal sehr unglücklich. Mama war mit uns am Bescherungsnachmittag zu Bekannten gegangen, die ein Kripplein hatten. Wir standen vor dem Kripplein, und ich weiß noch, daß mir das Herz klopfte vor Freude. Da hörte ich Mama sagen: »Wir können nur zwei Minuten bleiben, wir haben selbst gleich Bescherung.« Damit war alles aus, und ich kann nicht sagen, wie

unglücklich ich war, denn ich sah nichts mehr, ich konnte gar nichts mehr sehen; die Hirten, die Bäume, das Jesukind, alles tanzte mir vor den Augen herum, weil ich immer denken mußte: zwei Minuten – nur zwei Minuten –.

Auf der Straße, der Hermann erzählte dann von all den Sachen, die er gesehen, ganz genau beschrieb er die Hirten, das Jesukind, den Ochs und das Eselein; und ich wußte nichts. Und so ist's noch heut', gleich verliere ich den Kopf, – ob's eine Freud' ist oder ein Unglück. Am besten ist's, ich laufe dann, was ich kann; das hilft mir immer. Jetzt im Kloster geht das prächtig, da habe ich den Garten und den Korridor und kann [18] mich sogar an ein Reck hängen, wenn ich Lust habe. Immer mehr sehe ich ein, welch ein Glück es ist, daß mich die Eltern ins Kloster getan.

HENNY KOCH

Papas Junge

1905; 22. Aufl. um 1910

[315] *Wandlung*

Nun ging's schon gegen Weihnachten. Friedel war also wirklich Braut, so erstaunlich und unglaublich diese Tatsache allen, voran ihr selbst, erschien.

Der Papa hatte lange gebraucht, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, nachdem er ihn anfänglich überhaupt nur unsäglich schwer erfaßt hatte.

Bei der Verlobung selbst hatte er nur immerzu den Kopf geschüttelt und Friedel von der Seite ungläubig angesehen. Am Abend, als der neugebackene Bräutigam sehr umständlichen Abschied von seiner kleinen, urdrollig verlegenen

Braut genommen hatte und heimgeritten war, hatte der Papa seinen Jungen ins Gebet genommen.

»Jungchen!«

»Ja, Papa.«

»Sag mal, ist denn das nu Ernst?«

»Was, Papa?«

»Die dumme Geschichte da mit dem Rödern.«

Friedel wurde feuerrot, hing den Kopf und warf dem Papa von der Seite einen halb verlegenen, halb schelmischen Blick zu.

[316] »Muß wohl, Vaterherz! Weshalb hast du mir nicht deine Arme hingehalten, dann wär' ich da hineingelaufen! Ich wußte ja vor lauter Verlegenheit nicht wohin. Nun hat er's getan, und da bin ich in die seinen geraten.«

Er mißverstand das, denn er zwinkerte ihr über der Pfeife her listig zu und erbot sich gutmütig: »Ich helf' dir wieder 'raus!«

Friedel verstand nicht gleich, was er damit meinte, als sie es aber verstanden hatte, flog sie auf ihn zu, nahm ihm ohne Umstände die Pfeife aus dem Mund, legte die Arme um seinen Hals, schmiegte ihr Gesicht an seine bärtige Wange und flüsterte: »I wo, du dummes Väterchen, ich hab' ihn ja doch lieb!«

Da stand ihm vor Erstaunen einen Augenblick der Atem still und der Mund offen. Dann räusperte er sich.

»Hm, so – hm, hm! Weißt du's auch gewiß?«

Sie barg schämig das Gesicht an seiner Brust und flüsterte:

»Soviel ich davon verstehe, ja!«

Er hatte schweigend wieder nach der Pfeife gegriffen und dampfte nun so sehr, daß Friedel husten, prusten und niesen mußte, bis ihr die hellen Tränen übers Gesicht liefen. Vielleicht hatten die Tränen übrigens auch einen andern Grund, man weiß so was nie genau. Das ging eine ganze Weile so weiter.

»Väterchen!«

Es klang ganz verzagt und schüchtern.

»Jungchen?«

»Hast du kein Wort für mich und – und – ihn?«

Da legte er die Pfeife weg, schlang die Arme um sein Kind, zog es dicht, dicht an sich heran, so daß der Stoppelbart ganz empfindlich die weiche Wange kratzte.

»Gott segne dich – Gott segne euch!« sagte er einfach. Und auch über seine Wange rann was Feuchtes, ob aus den eigenen, ob aus des Kindes Augen – die beiden, die sich da umschlungen hielten, lange, lange, die konnten's nicht unterscheiden, und es lag ihnen auch nichts daran – – – – – Ja, Friedel war wirklich Braut!

Tante Lenchen hatte die Tatsache rascher gefaßt als der Bruder.

Sie hatte die Nichte, nachdem sie der Bräutigam aus der ersten Umarmung losgelassen, mit Würde ans Herz gezogen.

[317] »Ich gratuliere dir, Frieda, mein Kind. Und ich gratuliere mir, denn nun habe ich jemand, der mir helfen wird, dir zu zeigen, wie recht die alte Tante mit dem Kampf gegen alle die Tollheiten hatte.«

Damit reichte sie Klaus von Rödern die Hand, über die er sich verehrungsvoll beugte, um sie an die Lippen zu führen.

Friedel hatte dem Bräutigam einen etwas erschrockenen Blick zugeworfen. Was sie in dem seinen las, mußte sie beruhigen.

»Tantchen, er hat aber doch eigentlich Papas Junge und nicht deine Nichte gewollt«, meinte sie mit einem Schelmenblick.

»Das hat er«, bestätigte Klaus von Rödern.

Die Tante schüttelte hinter den beiden den Kopf. Erbarm dich – noch einer, der sie verwöhnte! Na, mochte er! Das war ja jetzt seine Sache! Mochte er sehen, wie er mit dem Unband fertig wurde, wie er sich aus dem Jungen eine gesittete Hausfrau heranzog. Er war alt genug, um zu sehen und zu prüfen; sie, die Tante, wusch ihre Hände in Unschuld. Sie war nun

ihrer Sorge ledig und konnte in Frieden schlafen, statt sich die Nächte durch um die Zukunft des Kindes zu grämen. Gott segne das Kind und lasse es nicht büßen für die Fehler, die andre, – ein scharfer Seitenblick traf den Bruder – gemacht haben! – – – – –

Fräulein Friedel, »uns' Freileinche«, ist Braut!

Der Jubel, das Erstaunen, die Freude aller im Hause beim Bekanntwerden der Tatsache war nicht zu beschreiben.

Friedel war mit dem Bräutigam hinuntergegangen, sich ihre Glückwünsche zu holen.

Die alte Babette namentlich war dermaßen gerührt, daß sie vor lauter Rührung eine ganz rote Nase bekam, so hatte sie dran herum gewischt.

»Freileinche, Freileinche, unser lieber Herrgott im Himmel schenk' Ihne so viel Glück, als er nur zusamme bringe kann für ein Menschekind allein. Gelle Se, jetz sin Se awer nit mehr bes iwer deß dumme Gekoch, wie Se als gesagt hawwe, jetz sin Se froh derfir.«

»Bin ich, Babetteken, bin ich. Und dank' dir auch schön für alle die Mühe. Aber jetzt soll's erst recht losgehen. Sollst mal [318] sehen, jetzt wird's Ernst. Ich muß viel lernen, eh' ich – eh' ich –«

Friedel wurde ganz rot. Das Wort »heiraten« blieb ihr in der Kehle stecken.

»Des ist recht«, fiel Babette ein, »des is awer recht. Do wolle mer uns alle Mih gewe, daß der Herr Breitigam zufriede sin.«

»Das ist er zwar jetzt schon. Aber wenn Sie meiner kleinen Braut helfen wollen, sich zur künftigen Hausfrau vorzubereiten, so bin ich Ihnen sehr dankbar.«

Damit hatte sich Klaus von Rödern der fetten Babette leicht schmelzendes Herz von Grund aus erobert, und sie schwur hinfort nicht höher, als »der gnädige Herr Breitigam von uns' Freileinche«. – – – – –

»Friedel, denkt euch, Friedel Polten ist Braut!«

So schwirrte und summte das Gerücht auch durch das Städtchen. Und die einen freuten sich darüber, die andern neideten es, wie das so zu gehen pflegt. Alle aber erstaunten sich, erstaunten sich ganz über die Maßen, denn von Friedel Polten, der tollen Friedel, hätte man alles andre erwartet, als just das.

Lilli und die Freundinnen alle kamen möglichst schnell heraus nach Dresden. Sie trieb neben der Teilnahme am Glück der Freundin vor allem auch die Neugier, just diese Freundin gerade als Braut zu sehen.

Und sie kamen auf die Kosten. Friedel in dieser ersten Zeit als Braut zu sehen, war wirklich urdrollig.

Halb verlegen und scheu, halb herausfordernd und übermütig, das sonderbarste Gemisch, das man sich denken konnte.

Erst hatte sie ganz sittig und verschämt an der Seite des Bräutigams die Glückwünsche entgegengenommen. Wie sie aber bemerkte, daß die andern sie prüfend beobachteten, als sei sie ein Wundertier, da brach sie los.

»Hört mal, Kinders, das will ich euch sagen. Wenn ihr denkt, wir sollen hier den Hanswurst für euch machen, euch sozusagen was vorspielen, weil ihr uns so angafft, so seid ihr irr. Seht uns mal recht genau an! Der da will's also wirklich mit mir probieren, und so wie jetzt eben sieht Papas Junge als Braut aus. Seid ihr [319] nun fertig, ja? Und jetzt bitt' ich mir aus, daß die Sache damit erledigt ist.«

Alles lachte, und man ging zur Tagesordnung über.

Und das ganze Leben überhaupt ging nach kurzem, selbst über dies wichtige Ereignis, zur Tagesordnung über, wie es solches nach jedem Ereignis, sei es trüber, sei es froher Natur, zu tun pflegt. Ob sich hier ein paar Augen schließen für immer, sich dort ein paar dem Lichte öffnen, ob hier Tränen fließen, dort Freude waltet, ob die einen obenauf schwimmen auf der Woge des Glücks, die andern in verzweifelndem Ringen untergehen – das Leben geht seinen Gang immerzu, immerzu. Die Sonne scheint, der Regen fällt, die Stürme

tosen, die Saat keimt, reift und welkt, und die Zeit hastet vorüber, weiter, immer weiter.

So stand man also schon kurz vor Weihnachten, und Friedels kleine Welt in und um Dresden, voran Friedel selbst, war nun vollständig vertraut mit dem Gedanken an diese Braut-schaft.

Mit der kleinen Braut selbst hatte die Zeit eine merkwürdige Wandlung vorgenommen. Was nicht bitten und nicht schelten, was keine Ermahnungen und keine Vorwürfe, was nicht der Tante Erziehungsbestrebungen, nicht der Schwester Beispiel vermocht hatten, die Liebe brachte es alsbald zu stande. Die schuf aus dem tollen, jungenhaften Geschöpf ganz unversehens und unmerklich ein weiches, verständiges Mädchen, das die Aufgabe, die seiner harrte, voll erfaßte und mit rührendem Bemühen zu meistern trachtete.

Papas Junge war sich wohl bewußt, was fehlte, um den Ehrenplatz der Braut und zukünftigen Hausfrau an der Seite ihres zukünftigen Mannes würdig ausfüllen zu können, und Friedel strebte mit der ganzen Energie ihrer frischen, kräftigen Natur danach, sich zu dem umzuformen, was sie als richtig erkannt hatte.

Tante Lenchen sah es mit stolzem Triumph. Sie schrieb sich den Löwenanteil an dieser Wandlung zu, ihre Erziehungsgrundsätze zeitigten doch endlich Früchte. Sie trug in diesen Wochen den Kopf sehr hoch, war aber doch zu edel, dem armen Unterlegenen, dem Bruder Konrad, seine Niederlage durch Wort und Hinweis noch schmerzlicher zu machen, höchstens, daß sie sich einmal einen triumphierenden Blick gönnte, der noch dazu meistens unbemerkt [320] abprallte. Den geschlagenen Gegner soll man schonen, dies Prinzip aller edlen Seelen machte Tante Lenchen durchaus zu dem ihren, denn Tante Lenchen war nicht nur eine edle, sondern auch eine gute, alte Seele.

Der Papa freilich, der Papa, der trauerte seinem Jungen nach mit verhaltenem Zorn, mit Ingrimms zuerst, und mit innerlichem Wehren. [. . .]

[322] »Vaterherz, ich hab' dich ja so lieb – so lieb, aber ihn auch – ihn auch! Laß mich doch lernen und mich vorbereiten, daß ich ihm sein kann, was ich sein muß. Sieh, ich weiß ja am besten, was mir fehlt. Deine Schuld ist's nicht, weiß Gott nicht. Du hast deinen Jungen so glücklich gemacht, so von Herzen glücklich. Aber jetzt, Vaterherz –« eine lichte Röte überzog allmählich das ganze Gesicht und die Augen leuchteten –, »jetzt ist noch ein andres Glück an dein Kind herangetreten, das andres von ihm [323] verlangt. Zweierlei kann ich nicht sein, Vaterherz, willst du das begreifen? Nicht – nicht – dein Junge und – und seine Frau!«

Da war's heraus. Der Papa war zusammengezuckt und hatte versucht, Friedel von sich zu schieben. Die aber klammerte sich nur umso fester an ihn.

»Versteh' mich doch recht, Väterchen, o versteh' mich recht«, flehte sie in rührenden Tönen. »Dein Kind will ich ja sein, dein dich innig, innig liebendes Kind. Mit jedem Atemzug, mit jedem Herzschlag will ich dir beweisen, wie lieb ich dich habe. Aber sei mir nicht böse, deinen Jungen muß ich dir nehmen und ein Mäd'el daraus machen, daß er eine richtige Frau kriegt, die er lieb haben kann. Kannst du dich denn nicht in diesen Gedanken hineinfinden, Vaterherz?«

Das liebe Gesicht sah ihn so beweglich an, und doch, ganz hinten in den Augen, da blitzte der Schelm, und er saß auch schon in den Mundwinkeln, die noch vom Weinen verräterisch zuckten.

»O du glückseliger, jungfrischer Apriltag«, mußte er denken, der alte Mann, der da nichts sagen konnte, weil er seiner Stimme nicht traute, und nur sein Kind fester und fester an sich zog.

Aber Friedel verstand diese Antwort. Glückselig schmiegte sie sich an den Papa.

Tante Lenchen war lange zuvor schon sehr leise hinausgegangen. Wo zwei sich etwas zu sagen haben, da läßt man sie am besten allein.

Seitdem war »Jungchen« verschwunden aus Papa Poltens Lexikon. Rief er sein Kind, so war es »Friedel« oder auch »mein Kind«.

Klaus von Rödern fiel es auf. Als er aber seine kleine Braut danach befragte, schloß diese ihm mit einem Kuß den Mund.

»Frag nicht, Klaus«, sagte sie dann schelmisch, »willst du?«

Und er fragte nicht wieder. Wenn man die Antwort kennt oder sie sich doch zusammenreimen kann, so wird die Frage überflüssig.

Und so war der Weihnachtsabend herangekommen, für Friedel viel zu frühe, denn sie hatte unendlich viel Geheimnisvolles vorzubereiten, und war in diesen Tagen ganz blaß geworden.

Klaus sah es und mahnte: »Übertreib's nicht, mein Lieb. Mir [324] sind deine roten, frischen Wangen lieber, als die größte Weihnachtsüberraschung.«

»Wo denkst du hin, du eingebildeter Mann«, entgegnete lachend Friedel, »für dich fällt gar nichts ab. Sollte mir noch fehlen, habe schon mit Väterchen und der Tante meine liebe Last. Puh, die Nadel und ich, wir stehen noch immer auf gespanntem Fuß!«

Klaus lachte und wollte sie haschen.

Flink wie eine Eidechse sprang sie davon und mahnte noch: »Geh rauchen mit Papa. Ich muß noch was fertig machen. Christkindlein erwartet mich.«

Und gehorsam ging er rauchen. Er und Papa Polten waren jetzt die besten Freunde. Der Papa ließ ihn nicht entgelten, was er durch ihn missen mußte, auch in Gedanken nicht.

HELENE FABER

Pensionsbriefe eines enfant terrible

1909

[Im Mädchenpensionat]

[30]

Hilmarshausen, den 22. Juni 97.

Liebe Elly.

Jetzt bin ich die alte Lotte wieder, in richtigem Fahrwasser; ich plätschere in Opposition und habe eine prächtige Gefährtin gefunden: Ilse Mertens, ein reizender Kobold: pffiffig und naiv, lenksam und eigensinnig, »wies trifft«, lammfromm und ungeberdig, je nach Gelegenheit und Bedarf. Wir ziehen an einem Strick. Spar Dir Deine Predigt, holde Musterjungfrau, von meinen Verführungskünsten u. s. w., kann ich alles auswendig. Also: Die kleine Ilse – sie ist ein süßer Fratz, das »baby« genannt, mit blondem Kraushaar, blitzenden Blauaugen, Grübchen in Kinn und Wangen und einem rechten Küßmälchen, sie macht die unschuldigste Miene von der Welt und hats doch faustdick hinter den Ohren – Ilse hatte mich von Anfang an aus der Ferne angeschmachtet; ein Zufall führte uns zusammen. Ich hatte nämlich von einer unerlaubten Waldpartie, – natürlich über die bespitzte Mauer, ich habe da am Ende des Gartens einen prächtig bequemen und wohl verborgenen »Aufstieg« entdeckt, er ist mein alleiniges Geheimnis, denn zur Zwiesprache mit meinem lustigen Freund dem Wildbach und den lieben Waldvögeln brauch und mag ich keine Gesellschaft – eine riesig große Waldschnecke mitgebracht, solch eine glatte, glänzend schwarze ohne Haus, mich, als das Abendbrot vorüber war, unbemerkt in Miß Mabels Zimmer geschlichen und das liebe Tier in der Miß weißes Bettchen gesetzt. Dann harrete ich atemlos in meiner Zelle der Dinge, die da kommen sollten – und sie kamen. Alles war schon zu Bett, alle Lichter ausge-

pustet. Da gellt durch das stille Haus ein Hilfeschrei, ein zweiter, [31] ein dritter. Das kommt aus Miß Mabels Zimmer. Alles stürzt – ich voran, dahin. Die Miß klammert sich in Todesangst an meinen Arm, die lange, dünne Gestalt nur mit einem Nachthemd bekleidet, auf dem semmelfarbenen Kopf eine bekrauste Nachtmütze – ein Vorwurf für einen Maler, der eine Nachteule braucht, sage ich Dir.

Ach Elly, auch Dein ehrbares Herzchen wäre geborsten vor Lachen über die nächtlichen Bilder. »Majestät« würdig, wie immer, die »Kreuzspinne« in einem Schlafrock von unbeschreiblicher Farbe und Schnitt aus den dreißiger Jahren – aus Großmutter's Handkörbchen etwa, unser »bijou« niedlich in spitzenbesetztem Negligé, einfach zum Verlieben, »Gustel« mit der Lampe in der Hand, in rotem Rock und blauer Jacke, den Mund weit offen vor Schreck. Draußen auf dem Korridor die ängstlich besorgten Stimmen unsrer männlichen Beschützer, wir drinnen alle kreischend – wir hatten ja alle so gut wie nichts an. Und das »Albino« noch immer schluchzend und zitternd in meinem Arm. Ich sag Dir, himmlisch!

»Was ist denn aber nun eigentlich los?« übertönt »Majestät's« ruhige Stimme endlich die babylonische Stimmenverwirrung.

»Eine Tier, eine wilde Tier, eine swarze Slang ist in meine Bett. Sie so kalt sein und so glatt, und sie mich wollten beiß, deshalb ich so geschrei. Da, sehen Sie!« Und sie lüftet vorsichtig die Decke und zeigt auf den träge stillliegenden Waldbewohner.

»Aber Miß Mabel«, sagte ich, mir mühsam das Lachen verbeißend, »das ist doch keine Schlange, sondern eine harm-[32]lose Waldschnecke. Die ist durchs Fenster hereingekrochen. Sie soll Sie nicht länger erschrecken«, heuchle ich mitleidig, ergreife das vermeintliche Ungetüm und werfe es durch das Fenster in die grüne Wildnis unseres Gartens.

Allgemeines Lachen und Schwatzen, Ach und Oh! folgt der Scene. Jetzt sieht das »Albino« verlegen an sich herunter. »Ih